

AGORA

18. Jahrgang - Ausgabe 1 - 2002

Magazin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Studieren und Jobben

Job und Studium - für mehr als 80 Prozent der Studierenden der KU ist beides selbstverständlich. Jeder dritte Studenten ist auf's Geld verdienen angewiesen. ▶ S. 5

Schläge in jeder dritten Familie

Körperliche Gewalt kommt in vielen Familien vor - Opfer sind am häufigsten die Kinder. Über Generationen entsteht so ein Kreislauf der Gewalt. ▶ S. 8

DAS KIND LIEBEN ODER KONSTRUIEREN?

Potenziale ausländischer Töchter

Ausländische Tochterunternehmen können mehr sein als ein Standbein in einem anderen Markt - zum Beispiel Kompetenzzentren für Entwicklung und Produktion. ▶ S. 16

Sind Jugendliche rechtsextrem?

Bayerische Schüler haben in Bezug auf Rechtsextremismus moderate Einstellungen. Aber: Ablehnende Haltungen gegenüber Ausländern sind verbreitet. ▶ S. 20

Montessori für Religionspädagogen?

Die Pädagogik Maria Montessoris erlebt einen Boom. Doch verträgt sich dieser Ansatz mit dem christlichen Religionsunterricht? ▶ S. 24

Auf dem Weg zum Übermenschen?

Friedrich Nietzsches "fröhliche Wissenschaft" und die Bio-Technologie: Das Verlangen nach dem Unerhörten. ▶ S. 29



REDAKTIONSFORSCHUNG: DER JOURNALISMUS IM UMBRUCH

EICHSTÄTTER KOLLOQUIUM



Schriftenreihe der Katholischen Universität Eichstätt
Jeder Band zeichnet aus geistes- und kulturgeschichtlicher Perspektive das Panorama eines Jahrhunderts. Die Beiträge zu Literatur, Kunst, Musik, Philosophie, Theologie, Naturwissenschaften und Geschichte fangen beispielhaft den Geist und die Atmosphäre einer Epoche ein.

Band 2
Das 16. Jahrhundert – Europäische Renaissance
Hrsg. von Hildegard Kuester
215 Seiten, 12 s/w-Abbildungen, Illustrationen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1468-6

Band 3
Das 18. Jahrhundert – Aufklärung
Hrsg. von Paul Geyer
228 Seiten, 8 s/w-Abbildungen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1469-4

Band 4
Das 19. Jahrhundert – Aufbruch in die Moderne
Hrsg. von Paul Buckel und Walter Geyer
299 Seiten, 6 s/w- und 12 Farbabbildungen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1509-7

Band 9
Der neue Mensch – Perspektiven der Renaissance
Hrsg. von Michael Schwarze
310 Seiten, 11 s/w-Abbildungen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1706-5

Band 5
Das frühe 20. Jahrhundert – Wege der Moderne
Hrsg. von Martina Neumeyer
214 Seiten, 9 s/w-Abbildungen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1560-7

Band 6
Das 20. Jahrhundert – Nachkriegszeit
Hrsg. von Josef Raab
245 Seiten, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1579-8

Band 7
Das 20. Jahrhundert – Konfigurationen der Gegenwart
Hrsg. von Joachim Pfeiffer
165 Seiten, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1580-1

Band 8
Mittelalterliche Menschenbilder
Hrsg. von Martina Neumeyer
255 Seiten, 32 s/w-Abbildungen, kart.
€ 29,90
ISBN 3-7917-1705-7

Band 1
Das 14. Jahrhundert – Krisenzeit
vergriffen

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Internationalisierung einer Universität ist heute ein absolutes Muss. Es genügt jedoch nicht, hier Lippenbekenntnisse abzugeben – jede Hochschule muss konkrete Maßnahmen ergreifen. So schlägt sich Internationalisierung nicht nur im Austausch von Studenten und Wissenschaftlern nieder, sondern sie wird auch besonders sichtbar und effizient in den Studienangeboten einer Hochschule. Dabei ist darauf zu achten, dass der Blick sich nicht nur auf den englischsprachigen Raum, sondern auch auf ein eben sich vereinigendes Europa und darüber hinaus auf andere Erdteile richtet. Unsere Universität will einen kleinen Baustein zur europäischen Integration des Hochschulwesens beitragen; so haben wir in den vergangenen Monaten einen Europastudiengang konzipiert, der großes Interesse findet; es gibt derzeit sechs mal so viele Interessenten wie Studienplätze. Neben der internationalen Ausrichtung spielt hier auch die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen wie Präsentationstechniken oder Projektmanagement eine wichtige Rolle. Außerdem wurde mit der Universität Trient ein gemeinsamer Soziologie-Studiengang entwickelt, der an beiden Hochschulen absolviert wird. Am Ende erhalten die Studierenden ein Doppeldiplom: den Bachelor of Arts und den Grad einer italienischen Laurea. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) fördert dieses Programm und hat es als einzige Studienmöglichkeit in Soziologie mit der Möglichkeit zu einer Doppeldiplomierung ausgewählt. Und schließlich wird demnächst ein neues, auf's Internationale ausgerichtete Konzept des Studium Generale realisiert.

Als kleine Universität fühlen wir uns verpflichtet, unseren Studieninteressenten, den Studierenden, Forschern anderer Einrichtungen, aber auch den Lehrenden und den Mitgliedern der Verwaltung besondere Vorteile durch transparente Service-Leistungen zu verschaffen. Dazu gehört die Verwaltung von Klausurnoten im Internet an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Besonders zu nennen ist jedoch auch unser neuer Internetauftritt: Er ist nicht nur optisch neu gestaltet, sondern bietet nun auch wesentlich mehr Inhalte und Informationen, die zielgruppengerecht aufbereitet sind. Das geht hin bis zu Formularen, die man bislang abholen oder per Post anfordern musste und die nun online zur Verfügung stehen.

Außerdem ist die KU nun Mitglied im Existenzgründernetzwerk des Freistaates, das sich die Betreuung und

Beratung von Existenzgründern, seien es nun Studierende oder wissenschaftliche Mitarbeiter, zum Ziel gesetzt hat. Gleichzeitig ist die KU bestrebt, ehemalige Studierende oder Mitarbeiter, die sich bereits eine Existenz geschaffen haben, in den Dialog zu bringen.

In Sachen Qualitätssicherung sind wir gleichfalls unterwegs; jede Stagnation würde nämlich eine Qualitätsabnahme bedeuten. Wir werden uns demnächst der ECTS-Evaluation durch Brüssel unterziehen. Wir hatten ja als eine der ersten deutschen Universitäten dieses europäische System zur Anrechnung von Studienleistungen eingeführt. Und die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät wird derzeit von der renommierten Evaluationsagentur EQUIS auf Herz und Nieren geprüft.

Schließlich darf ich Ihnen zu meiner Freude mitteilen, dass unsere Leukämie-Aktion im Sommersemester zumindest in drei Feldern erfolgreich war. Auslöser der Aktion war die lebensbedrohliche Erkrankung eines Absolventen an Leukämie. In der Hoffnung, ihm oder anderen Erkrankten helfen zu können, haben wir eine Registrierungsaktion organisiert, an der sich - erster Erfolg - 340 potenzielle Knochenmarkspender in eine weltweite Datenbank aufnehmen ließen. Ein zweiter großer Erfolg der Aktion ist, dass die Kosten der Blutuntersuchungen durch Spenden in Höhe von nahezu 20.000 Euro voll getragen werden konnten. Dies ist drittens auch das Ergebnis einer gewissenmaßen familiären Solidarität, wie sie dieser Universität gut ansteht und wie sie immer wieder praktiziert werden sollte. Mehrere Benefizveranstaltungen mit Attraktionen wie rockenden Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern als Entertainer und Kuchen verkaufenden Studenten fanden statt und trugen nicht wenig dazu bei, dass wir uns wieder einmal darauf besinnen, dass wir gemeinsame Ziele verfolgen und dass wir auch füreinander da sind. Nun sind wir voll der Hoffnung, dass sich der größtmögliche Erfolg noch einstellt - die Heilung unseres Absolventen.

Dass an der KU selbstverständlich auch wissenschaftlich gearbeitet wird, zeigen Ihnen - zumindest in Ausschnitten - die folgenden Artikel.

Ruprecht Wimmer



Titelbild:
Das Machbarkeitsdenken der Biotechnologie wird auch für die Pädagogik zum Prüfstein.

Inhalt

Standards

Editorial3
 Autoren35

Studien und Projekte

Studieren und Jobben5
 Lernstrategien als Schlüsselqualifikation7
 Schläge in jeder dritten Familie8
 Wie das Gesundheitssystem verbessern?10

Redaktionsforschung

Online-Journalismus oder virtueller Kaufhauskatalog?12
 Der elektronischen Konkurrenz trotzen14

Wirtschaft international

Potenziale ausländischer Töchter nutzen16
 Projekt zur deutsch-syrischen Wirtschaftszusammenarbeit19

Schwerpunkt: Herausforderungen an Pädagogik und Ethik

Rechtsextremismus an Schulen20
 Montessori für Religionspädagogen?22
 Das Kind lieben oder konstruieren?25
 Züchtung eines höheren Typus Mensch29
 Ethische Bildung: Neuanfang in Sibirien31

Interdisziplinär

Musik und Kognition33



Das Gesundheitssystem steht schon lange in der Kritik - was würden Patienten ändern? Seite 10



Studie zu rechtsextremen Strömungen an bayerischen Schulen. Seite 20



Die Montessori-Pädagogik erhält viel öffentliche Aufmerksamkeit - doch wie werden Montessoris Ansätze von einer Religionspädagogin bewertet? Seite 22

IMPRESSUM

Die AGORA ist das Magazin der KU und erscheint ein- bis zweimal jährlich. Sie kann kostenlos bezogen werden.

Herausgeber:

Der Präsident der Katholischen Universität,
 Prof. Dr. Ruprecht Wimmer

Redaktion und Layout:

Dr. Thomas Pleil (verantwortl.), Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der KU, 85071 Eichstätt

Telefon 08421/93-1594 oder -1248

Telefax 08421/93-1788

E-Mail: pressestelle@ku-eichstaett.de

Internet: www.ku-eichstaett.de

Realisierung:

eRittel.com

Druck:

Courier Druckhaus, Ingolstadt

Auflage: 4.500

Mit Namen gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers bzw. der Redaktion wider. Der Nachdruck von Beiträgen ist mit Quellenangabe gestattet. Belegexemplar erbeten.

ISSN 0177-9265

Fotos und Grafiken: Autoren der Artikel, Bien, Hewlett Packard, Gottwald, Siemens AG

Studieren und Jobben

Jeder dritte Student muss Geld verdienen

Glaubt man einem gängigen Klischee, jobben die derzeitigen Studierenden in beträchtlichem Umfang. Für die Studenten der KU kann dies weitgehend bestätigt werden: Etwa zwei Drittel von ihnen arbeiten während des Semesters und/oder in den Semesterferien. Zwar verdienen die meisten Studierenden Geld zur Befriedigung besonderer Bedürfnisse, doch immerhin für jeden zweiten jobbenden Studenten ist dies zur Sicherung des Lebensunterhaltes notwendig. Dies ergab eine Befragung von Studierenden der KU.

Die Untersuchung sollte zeigen, wie häufig Studierende der KU erwerbstätig sind und welchen Einfluss dies auf das Studienverhalten hat. Die Befragung wurde mit Hilfe des Internet durchgeführt; einbezogen waren alle Studierenden, die die Mail-Adresse der Universität nutzen. Dazu wurden eMail-Einladungen an 2.325 gültige eMail-Adressen verschickt, Studierende mit anderen Mail-Accounts wurden nicht einbezogen. Jeder Teilnehmer erhielt die Internet-Adresse des Fragebogens und ein persönliches Passwort zum Einloggen in die Befragung zugeschiedt. Jeder Teilnehmer konnte den Fragebogen nur einmal beantworten, eine Unterbrechung und Wiederaufnahme der Befragung war jedoch möglich. Insgesamt haben 510 Studierende, das entspricht 22 Prozent, den Fragebogen ausgefüllt.

Nur 16 Prozent der Studierenden arbeiten überhaupt nicht

Die Ergebnisse der Studie zeichnen ein interessantes Bild des studentischen Alltags: Nur 16 Prozent der Studierenden arbeiten überhaupt nicht während ihres Studiums. Weitere 20 Prozent sind als Gelegenheitsjobber zu bezeichnen. Fast zwei Drittel der Studierenden arbeiten aber häufig oder laufend im Semester und / oder in den Semesterferien: 33 Prozent gehen häufig oder laufend im Semester einer Tätigkeit nach, 31 Prozent arbeiten regelmäßig in den Ferien, dafür aber nicht oder nur gelegentlich während der Vorlesungszeit. Wer während der vorlesungsfreien Zeit

erwerbstätig ist, arbeitet meistens mehr als 20 Stunden in der Woche. Im Semester ist die wöchentliche Arbeitszeit der Erwerbstätigen meist geringer; nur knapp die Hälfte der im Semester Arbeitenden verbringt mehr als 10 Stunden am Arbeitsplatz.

Die Motive: Lebensunterhalt, Luxus, Unabhängigkeit, Praxis

Befragt man die jobbenden Studierenden nach den Gründen für die Erwerbstätigkeit, steht das Bedürfnis „sich etwas mehr leisten zu können“ an erster Stelle (74 Prozent). Aber immerhin 49 Prozent geben an, dass sie arbeiten, „weil dies zur Sicherung des Lebensunterhaltes unbedingt erforderlich“ ist. Auch der Wunsch, von den Eltern finanziell unabhängig zu sein (57 Prozent) bzw. praktische Erfahrungen zu sammeln, die im späteren Beruf von Nutzen sein können (57 Prozent), sind wichtige Motivationen für eine Erwerbstätigkeit im Studium. Vier von zehn erwerbstätigen Studierenden wollen Kontakte knüpfen für einen möglichen Berufseintritt nach dem Studium. Neben der deutlichen Konsumorientierung ist damit die klare Eigenverantwortlichkeit und die Berufsorientierung der Studierenden zu spüren – entgegen vielen sonst zu hörenden Urteilen und Vorurteilen.

Bei den im Semester regelmäßig erwerbstätigen Studierenden spielt die Sicherung des Lebensunterhaltes (63 Prozent, plus 14 Prozentpunkte) und der Wunsch von den Eltern unabhängig zu sein (67 Prozent, plus 10 Prozentpunkte) im Ver-

gleich eine noch größere Rolle. Ansonsten unterscheidet sich ihre Motivlage nicht von den übrigen Studierenden.

Die insgesamt relativ intensive Erwerbstätigkeit unter den Studierenden scheint diese aber aus subjektiver Sicht kaum zu beeinträchtigen: 71 Prozent derjenigen, die häufig oder laufend im Semester arbeiten, geben an, dass es ihnen nichts ausmache, neben dem Studium Geld verdienen zu müssen.

Die Erwerbstätigkeit hat nur wenige sichtbare Folgen für das Studienverhalten: Zwar belegen Studierende, die häufig oder laufend im Semester arbeiten, etwas weniger Veranstaltungen (16,3 Semesterwochenstunden) als die nicht arbeitenden Studierenden (17,0 SWS). Auch bei der Zahl der Scheine im laufenden Semester gibt es entsprechende Tendenzen: 4,4 Scheine erwerben die nicht Arbeitenden, 4,1 Scheine die häufig oder laufend im Semester Erwerbstätigen. Diese Unterschiede sind jedoch statistisch nicht gesichert.

Offensichtlich geht die Zeit für die Arbeit nur zu einem Teil zu Lasten



Die wenigsten der Studierenden genießen das Studentenleben ohne zu arbeiten

des Studium: Im Vergleich zu ihren nicht jobbenden Kommilitonen wenden die regelmäßig im Semester Arbeitenden unter der Woche pro Tag 1 Stunde weniger Zeit für die Vor- und Nachbereitung von Veranstaltungen, für Fachlektüre, für Hausarbeiten usw. auf. Aber zugleich haben die Erwerbstätigen auch weniger Freizeit (-0,8 Std.), weniger Zeit für Essen, Körperpflege und Nichtstun (-0,5 Std.)

und sie schlafen kürzer (-0,5 Std.). Andere Lebensbereiche leiden also ebenso wie das Studium unter der Erwerbstätigkeit.

Kein dramatischer Einfluss des Geld-Verdienens auf Studium

Damit lässt sich ein sichtbarer, aber nicht dramatischer Einfluss der Erwerbstätigkeit auf das Studium feststellen. Möglicherweise schlägt sie sich in anderer Hinsicht deutlicher nieder. Daher wurde gefragt, welchen Stellenwert das Studium für die Befragten in ihrem Leben hat: 43 Prozent stellen fest, dass Hochschule und Studium den Mittelpunkt bilden, auf den fast alle Interessen und Aktivitäten ausgerichtet sind. 2 Prozent erachten das Studium als Nebensache, der größte Teil hingegen (55 Prozent) sieht andere Bereiche außerhalb der Hochschule als ebenso wichtig an wie das Studium. Dies ist an sich schon ein bemerkenswertes Ergebnis – deutet sich doch an, dass das Studium mit anderen Lebensbereichen um die Aufmerksamkeit der Studierenden konkurriert. Dass auch die Erwerbstätigkeit der Studierenden einen Einfluss auf die subjektive Wichtigkeit des Studiums hat, zeigt die Tatsache, dass die regelmäßig Erwerbstätigen (62 Prozent) im Vergleich zu den nicht Arbeitenden (44 Prozent) das Studium häufiger als einen Lebensbereich unter vielen ansehen. Auch wenn das Studienverhalten durch die Erwerbstätigkeit also kaum tangiert wird, stehen regelmäßiges

Jobben und die subjektive Bedeutung des Studiums in einem Wechselverhältnis.

Für die Zukunft ist eine weitere Zunahme der Erwerbstätigkeit der Studierenden zu erwarten: Die industriegesellschaftliche Dreiteilung des Lebenslaufs in Vorbereitungsphase (incl. Ausbildung und Studium), Aktivitätsphase (Erwerbstätigkeit) und Ruhephase (Alter) wird in Zukunft vermutlich zunehmend zu Gunsten von Bildungs- und Ausbildungsphasen in späteren Lebensabschnitten in Frage gestellt werden. Wenn in Folge dessen aber ein wachsender Teil der Studierenden in mittlerem bzw. höherem Alter einen Studienabschluss anstrebt, wenn unter Umständen die Familiengründung bereits erfolgte, wenn der Kontakt

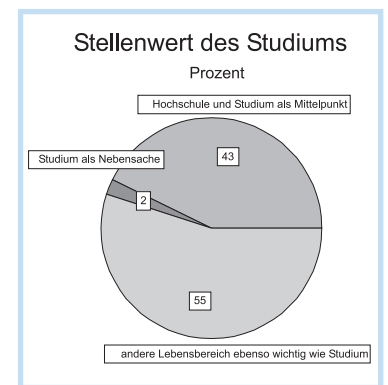
Arbeitende Studenten motivierter

zur Arbeitswelt beziehungsweise ein konkreter Arbeitsplatz nicht aufgegeben werden soll, wenn der Lebensstandard höher liegt, als bei den postadoleszenten Studierenden Anfang 20, dann dürfte sich auch der Anteil der Erwerbstätigen unter den Studierenden weiter erhöhen. Die Lehrenden können sich auf die zusätzliche Belastung der Studierenden durch die Erwerbstätigkeit – soweit möglich – einstellen, zum Beispiel bei der zeitliche Planung von Prüfungen, Exkursionen oder Blockveranstaltungen in der vorlesungsfreien Zeit. Schwieriger gestaltet sich die Reaktion auf die mit anderen

Lebensbereichen zu teilende Aufmerksamkeit der Studierenden. Leider kann die aus „Bordmitteln“ finanzierten Studie keine weitrei-

Studium konkurriert immer mehr mit anderen Lebensbereichen

chenden Analysen hierzu beitragen. Vor voreiligen Schlüssen soll aber gewarnt werden: Nach aller Erfahrung weist ein Teil der erwerbstätigen Studierenden eine höhere Motivation und ein konzentrierteres Studienverhalten auf, als mancher „Nur-Student“. Aus den vorliegenden Daten lässt sich nicht ableiten, dass eine aus Sicht der Lehr-



enden sicher kritisch zu würdigen – zum Teil distanzierte oder desinteressierte Haltung von Studierenden tatsächlich auf die Erwerbstätigkeit zurückzuführen ist. Und weiter ist zu betonen, dass die Erwerbstätigkeit der Studierenden keineswegs nur mit negativen Vorzeichen und mit Blick auf die Beeinträchtigungen für das Studienverhalten diskutiert werden sollte. Dass mit dem Jobben auch positive Auswirkungen verbunden sind (und von den Studierenden verbunden werden), haben die Ergebnisse hinsichtlich der Motivation zur Arbeitsaufnahme gezeigt: Eine beträchtliche Zahl der Studierenden versucht eben auch die Risiken beim Übergang vom Studium in eine nachfolgende – möglichst ausbildungs-adäquate – Erwerbstätigkeit abzufedern, indem im Rahmen einer Erwerbstätigkeit Kontakte geknüpft und Kompetenzen erworben werden, die den Berufseinstieg nach dem Studienabschluss erleichtern können.

Marek Fuchs

Gründe für die Erwerbstätigkeit
(mehrere Antworten möglich)

zur Bestreitung des Lebensunterhaltes unbedingt erforderlich
damit ich mir etwas mehr leisten kann
um praktische Erfahrungen zu sammeln
um Kontakte für eine mögliche spätere Beschäftigung zu sammeln
um unabhängig von den Eltern zu sein
weil ich andere mitfinanzieren muss (Partner, Kinder, usw.)
damit ich später unabhängig vom Studienabschluss eine Beschäftigung habe

alle Erwerbstätigen
häufig bzw. laufend im Semester erwerbstätig

49 %	63 %
74 %	75 %
57 %	59 %
39 %	42 %
57 %	67 %
3 %	2 %
14 %	23 %

Lernstrategien als Schlüsselqualifikation

Ein Projektseminar erarbeitet Lernstrategien mit neuen Medien

Informationen im Internet oder in einer Bibliothek recherchieren, Referate halten oder sich komplexen Lernstoff einprägen - ohne die Beherrschung von Lernstrategien und Arbeitstechniken läßt sich weder ein wissenschaftliches Studium erfolgreich absolvieren noch das in der Wissensgesellschaft unabdingbare lebenslange Lernen meistern. In einem Projektseminar erarbeiteten deshalb Studierende der Pädagogik Lernstrategien zum Umgang mit neuen Medien.

Insbesondere der Einsatz von neuen Lernformen wie selbstorganisiertes und medienunterstütztes Lernen, die heute in vielen Betrieben bereits genutzt und auch an Hochschulen erprobt werden, erfordern von den Lernenden einen bewussten und reflektierten Umgang mit dem eigenen Lernen. Dennoch, so lehrt die Erfahrung, beherrschen viele Schulabgänger, Studienanfänger und selbst noch manche Absolventen zu wenig effektive Arbeitstechniken.

Gründe genug, dass Pädagogik-Studenten sich mit Lernstrategien und deren Vermittlung befassen. So geschehen in einem Projektseminar an der Philosophisch-Pädagogischen Fakultät der KU. Aufgabe war es, für das Internet Seiten zum

Reflektieren, verstehen, aneignen, präsentieren

Thema „Lernstrategien und Arbeitstechniken“ zu entwickeln.

Auf diese Weise bot das Projektseminar Gelegenheit, zum einen

- das eigene Lernen zu reflektieren und besser zu verstehen und
- sich geeignete, auf die individuelle Situation abgestimmte Lernstrategien anzueignen, zum anderen

- sich Kenntnisse und Fähigkeiten in der Präsentation pädagogisch-psychologischen Wissens im Internet anzueignen, beziehungsweise vorhandene Kenntnisse zu vertiefen,

- dieses Können an einem konkreten Beispiel zu erproben, und

- ein Medium zu entwickeln, das Studenten nicht nur an der KU, sondern auch an anderen Universitäten zur Verfügung steht und bei

der Bewältigung des Studiums helfen kann.

Die Inhalte des Seminars fanden ihren Niederschlag auch in der hochschuldidaktischen Konzeption

Neue Lernformen für die Hochschuldidaktik

des Seminars. Durch die methodische Gestaltung wurden Situationen geschaffen, in denen die Studenten Schlüsselqualifikationen, wie sie im beruflichen Alltag heute selbstverständlich erwartet werden,



erproben und üben konnten. Neben dem Umgang mit neuen Medien waren dies vor allem die Zusammenarbeit im Team sowie die Fähigkeit, in kurzer Zeit präzise, knapp und verständlich zu informieren.

Am Anfang des Seminars stand eine Einführung in das Thema Lernstrategien sowie ein Workshop zur Gestaltung von Internet-Seiten. Zumindest Basis-Kenntnisse zur Erstellung von Web-Seiten konnten sich alle TeilnehmerInnen aneignen, etliche vertieften ihr Wissen mit Hilfe des im Internet zur Verfügung gestellten Materials, einem kleinen „Online-Tutor“ zur Erstellung von WWW-Seiten mit

Hilfe des Netscape Composer.

In Teams von drei oder vier Studenten erarbeiteten die Teilnehmer anschließend die Inhalte zu den verschiedenen Themen des Seminars. Anstelle von Hausarbeiten entwickelten sie WWW-Seiten zu ihrem Thema, die bereits eine Woche vor dem Termin der Referate

Diskussion über Referate auch in Internet-Foren

ins Internet gestellt wurden. Die anderen TeilnehmerInnen hatten so Gelegenheit, bereits vorab die neuesten Seiten zu bearbeiten.

In den Seminarsitzungen selbst wurden nicht die üblichen ausführlichen Referate gehalten, sondern Kurzreferate. Anschließend beantworteten die ReferentInnen die Fragen ihrer Kommilitonen, die ja durch die Internetseiten bereits vorab informiert waren. Zum Abschluss der Sitzung bekam das Team Feedback zum Referat und zu den Internet-Seiten. Die Referenten überarbeiteten aufgrund des Feedbacks ihre Seiten, die in dieser Form jetzt weiterhin im Internet stehen (bzw. auch auf CD erhältlich sind).

Zwischen den einzelnen Seminarsitzungen bestand Gelegenheit, in einem Forum im Internet über die Inhalte der Referate zu diskutieren. Diese Möglichkeit wurde anfangs nur schleppend wahrgenommen, nach und nach aber ergab sich ein reger Austausch.

Das Seminar hätte ohne studentisches Engagement, das weit über das übliche Maß hinaus ging, nicht im beschriebenen Rahmen durchgeführt werden können. Ein studentisches Team war an der Konzeption des Seminars beteiligt, betreute die Arbeitsgruppen bei der Erstellung ihrer WWW-Seiten und entwickelte das Web-Design.

Ulrich Müller

Link zum Artikel:

www.ku-eichstaett.de/PPF/PDMueller/lerntech/cd/start.htm

Schläge in jeder dritten Familie

Studie zur Gewalt in bayerischen Familien - Kinder am häufigsten Opfer

In jeder dritten Familie mit Kindern im Jugendalter wird körperliche Gewalt ausgeübt. Meist sind davon Kinder betroffen; in sechs Prozent der Familien richtet sich die Gewalt gegen den Partner. Dabei zeigt sich, dass Männer öfter angeben, Opfer körperlicher Gewalt durch den Partner geworden zu sein, als Frauen. Bei der Eltern-Kind-Gewalt bestätigt sich die Annahme vom „Kreislauf der Gewalt“.

In den 80er-Jahren, vor allem in der zweiten Hälfte, nahm die Sensibilität für innerfamiliäre Gewalt zu. Gewalt in der Partnerschaft wurde ebenso als Thema entdeckt wie

Familien in Deutschland einen deutlich gewaltbelasteten Umgang mit ihren Kindern auf. Eine Städtevergleichsuntersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KfN) ermittelte, dass gut vier Zehntel der 15- bis 16-Jährigen, von Eltern-Kind-Gewalt betroffen waren, ein Sechstel schwer. In einer gut zehn Jahre alten Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts wird in 8% der Familien der Partner geschlagen oder geohrfeigt. Nach einer KfN-Studie erlitten zwischen 1987 und 1991 ein Siebtel der Frauen im Haushalt körperliche Gewalt, 1,1% sexuelle Gewalt und 1,5% beides. In einem Lehrforschungsprojekt im Rahmen der praktischen quantitativen Methodenausbildung für Soziologiestudierende an der KU wurde nun eine weitere Studie zur Gewalt in der Familie am Lehrstuhl für Soziologie II durchgeführt.

Gegenstand dieser Studie ist körperliche Gewalt in Familienhaushalten - mit zwei biologischen und/oder sozialen Elternteilen - mit Kindern im Jugendalter mit den Ausschnitten „Partnergewalt“ (Mann-Frau- und Frau-Mann-Gewalt) sowie „Eltern-Kind-Gewalt“. Erhoben wurde jeweils das Gewaltaufkommen (Prävalenz) insgesamt und jenes der letzten 30 Tage. Ana-

Gewalt gegen Partner ist viel seltener als Gewalt gegen Kinder

lytisch nähern wir uns dem Phänomen lerntheoretisch (Gewalt als erlerntes Verhalten, „Kreislauf der Gewalt“), rollentheoretisch (Männlichkeitsmodelle, Täter- und Opferrollen) und ressourcentheoretisch (Gewalt als Ergebnis unzureichender Ressourcen für die Bewältigung von Konfliktsituationen). Der vorliegende Beitrag enthält erste deskriptive Ergebnisse zur Gewaltprävalenz bei der Partner- und Eltern-Kind-Gewalt sowie Resultate zum „Kreislauf der Gewalt“.

Körperliche Eltern-Kind-Gewalt seit dem formalen Eintritt der Kinder ins Jugendalter (14 Jahre) wurde in der „weichen“ Form über Fragen nach heftigem Schubsen bzw. Ohrfeigen erfasst, in der schweren Formen über Schläge mit der Faust oder mit einem Gegenstand. Für die physische Partnergewalt wurde nach Schlägen mit der flachen Hand (Ohrfeige), Tritten, Schlägen mit der Faust sowie mit einem Gegenstand gefragt. Dabei interessierte sowohl die Täter- als auch die Opferseite. Aus diesen Prävalenzangaben lassen sich vier Kategorien von Haushalten bilden: Gewaltfreie, Familien mit Partnergewalt, Familien mit Eltern-Kind-Gewalt und Familien mit Eltern-Kind- sowie Partnergewalt (vgl.

Familienhaushalte mit physischer Gewalt (Prävalenz)

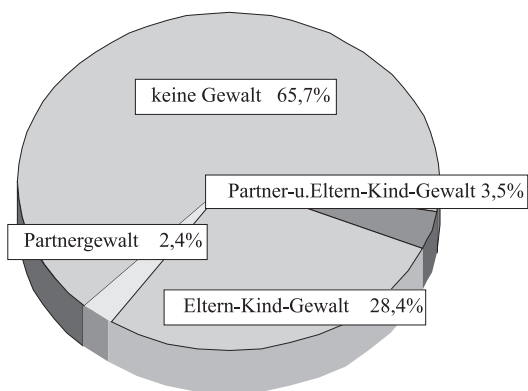


Abbildung 1

Gewalt gegen Kinder. Beide wurden Gegenstand der empirischen Prävalenz- und Ursachenforschung. Seit Anfang der 90er-Jahre untersuchen auch Jugend- und/oder Schul-

Körperliche Gewalt erhoben

Erhoben wurden die Daten mit Hilfe der computerunterstützten telefonische Befragung (CATI). Grundgesamtheit waren Familienhaushalte in Bayern mit mindestens einem Kind im Jugendalter. Die Feldphase fand zwischen Mitte Februar und Mitte März 2002 statt. Die Befragung erfolgte im CATI-Labor der KU Eichstätt-Ingolstadt. Die bereinigte Bruttostichprobe umfasste 2008 Telefonnummern bzw. Haushalte. Die Ausschöpfungsquote betrug 62,4% (1.236 realisierte und verwertbare Interviews). Verweigert hatten 27,3% (548), die systematischen Ausfälle machten 10,4% (209) aus. Der recht gute Rücklauf ist ein Indikator dafür, dass auch sensible Themen telefonisch erhoben werden können.

Angewandte Formen der Partnergewalt

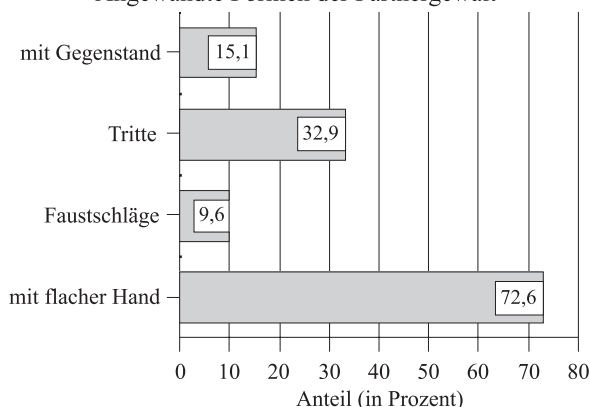


Abbildung 2

gewaltstudien die Auswirkung familialer Gewalterfahrung auf das Gewalthandeln. Nach einer Repräsentativstudie Anfang der 90er-Jahre wiesen etwa ein Fünftel der

Abb. 1). Den bei weitem größten Anteil machen mit 65,7% die Familien ohne jegliche physische Gewaltausübung aus.

In gut einem Drittel der Familien kam aber physische Gewalt vor, wobei alleinige Eltern-Kind-Gewalt am häufigsten ist: 28,4% aller Familien zählen zu dieser Kategorie. Ausschließliche Partnergewalt tritt in 2,4% aller Familien auf. Etwas mehr Familien sind es, bei denen es sowohl zu Partner- als auch zu Eltern-Kind-Gewalt kam (3,5%).

Der Anteil physisch gewaltbelasteter Partnerschaften beträgt also insgesamt 5,9% (73). Mit Abstand am häufigsten (72,4%) war es schon einmal zu einer Ohrfeige bzw. einem Schlag mit der flachen Hand gekommen (vgl. Abb.2). Bei einem Drittel der Partnerschaften (32,9%) ist der Partner bereits getreten, bei 15,1% mit Gegenständen und bei etwa einem Zehntel mit der Faust geschlagen worden. Mehrheitlich (bei 61,6% war oder ist nur einer der Partner gewaltaktiv. D. h.: das Opfer hat sich weder körperlich gewehrt noch ist es von sich aus körperlich gewaltaktiv geworden.

Dass beide Partner gegeneinander vorgehen, kommt seltener vor (38,4%). Es ist bemerkenswert, dass Männer signifikant häufiger als Frauen angeben, schon einmal Opfer geworden zu sein (6,0% gegenüber 2,7%).

Kaum Unterschiede zwischen den Müttern und den Vätern

Körperliche Gewalt als Sanktion für die jugendlichen Kinder wird in etwa einem Drittel (32%) aller Familien angewandt (vgl. Abb. 3), wobei sich dies fast ausschließlich auf heftiges Wegschubsen und/oder Schläge mit der flachen Hand, also die „weicheren“ Formen, beschränkt. Relativ am häufigsten, nämlich in gut einem Zehntel der Familien (11,6%), kommt das ausschließliche „heftige Wegschubsen bei einem Streit“ vor, knapp dahinter liegen die Schläge mit der flachen Hand (10,1%). Zu beiden Gewaltformen haben 9,2% der Eltern in einem Konflikt mit ihren jugendlichen Kindern gegriffen. Nur 1,1%

der Eltern wenden zudem noch die „härteren“ Formen an - Faustschläge und Schläge mit einem Gegenstand -, entweder einzeln oder beide (dies ungeachtet der Häufigkeit und der Intensität). Väter und Mütter unterscheiden sich in ihrem Verhalten nicht wesentlich und auch das elterliche Bildungsniveau differenziert nicht weiter. Hoch signifikant ist der Zusammenhang mit der Partnergewalt: Unter denen, die schon einmal körperlich gegen den Partner vorgegangen sind, ist auch die Rate derer erheblich größer, die bei der Erziehung ihrer jugendlichen Kinder körperliche Gewalt einsetzen (60%) gegenüber 30,7% bei denjenigen, die ihren Partner nicht ohrfeigen usw.). Das heißt: Die Mehrheit derer, die schon einmal gegen den Partner physisch gewaltaktiv wurden, wird dies auch gegen die eigenen Kinder.

Die Annahme des Gewaltkreis-

Der „Kreislauf der Gewalt“

laufes geht, lerntheoretisch begründet, davon aus, dass Personen, die in ihrer eigenen Erziehung Opfer von Gewalt ihrer Eltern wurden, bei der Erziehung der eigenen Kinder ebenfalls überproportional zur physischen Gewalt als Erziehungsmittel greifen, so dass sich Gewalt gleichsam in die nächsten Generationen sozial „vererbt“. Wir wollten daher von den Eltern wissen, ob sie von ihren Eltern „öfter geohrfeigt“ bzw. „auch schon einmal schwer geschlagen“ worden sind. Gut die Hälfte der Befragten (53,3%) meinte, „öfter geohrfeigt“ worden zu sein. Dies variiert(e) eindeutig mit der Geschlechtsgruppenzugehörigkeit: es betraf relativ mehr Männer (59,8%) als Frauen (48,9%). Merkwürdigerweise kam es vor, dass sie in ihrer eigenen Kindheit „schwer geschlagen“ wurden: für insgesamt gut ein Achtel (13,5%) traf dies zu, wobei zwischen Männern (15,9%) und Frauen (11,9%) keine statistisch gesicherten Unterschiede auftreten.

Jedoch steht die erlebte Erziehungspraxis der Eltern in einem eindeutigen, wenn auch eher schwachen

Zusammenhang mit der Gewaltausübung gegen die eigenen Kinder. Eltern, die selber öfter geohrfeigt wurden, wenden bei der Erziehung ihrer Kinder häufiger physische Gewalt an (39,4%) als die selber gewaltlos Erzogenen (23,4%). Genauso deutlich zeigt sich das bei den „schweren Schlägen“, wo sogar 47,9% gegenüber 29,6% bei den nicht Geschlagenen zur Ohrfeige usw. greifen. Dieser Effekt ist bei den schwer geschlagenen Müttern etwas stärker ausgeprägt ist als bei den Vätern.

Wer also selber auch unter Einsatz von physischer Gewalt erzogen wurde, neigt eher dazu, in der Erziehung seinerseits physische Gewalt einzusetzen. Dahinter steht

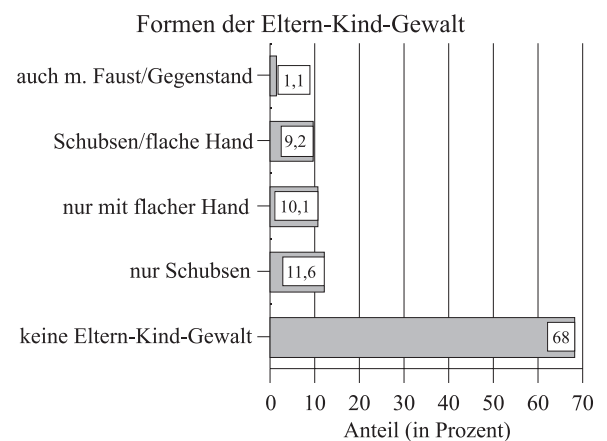


Abbildung 3

kein Determinismus, aber das Risiko, so zu handeln, ist erhöht. Dass auch gewaltförmig erzogene Eltern nicht immer ihre Kinder körperlich züchtigen, ist möglicherweise eine Auswirkung des Wertewandels, der die Erziehungsziele und -praktiken beeinflusst hat: Wer zur Selbstentfaltung erziehen möchte und von der Gleichberechtigung des Kindes ausgeht, wird seltener patriarchale, an körperlicher Sanktionierung ausgerichtete Praktiken anwenden, sondern der diskursiven Problembewältigung mehr Raum geben. Andererseits bewahrt auch eine nach eigener Erinnerung physisch gewaltlose Erziehung nicht automatisch davor, die eigenen Kinder mit physischen Mitteln zu sanktionieren, sie trägt aber dazu bei, das Risiko zu senken.

Jens Luedtke, Siegfried Lamnek

Wie das Gesundheitssystem verbessern?

Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung

Das Gesundheitssystem ist seit Jahren in der Diskussion - vor allem die Gesamtkosten stehen in der Kritik. Lösungsvorschläge sind meist schnell umstrittene Themen der politischen Diskussion. In einer Studie wurde deshalb ein anderer Weg gewählt: die Bevölkerung, und damit die Nutznießer des Gesundheitssystems wurden gefragt, wie sie das System verbessern würden.

Der in der Presse viel beachtete „World Health Report 2000“ hatte einen weltweiten Vergleich von Gesundheitssystemen zum Gegenstand. An der Spitze der Tabelle fanden sich Länder wie Italien, Frankreich und Spanien, von denen zumindest einige bisher nicht in dem Ruf gestanden hatten, über eine besonders effektives oder effizientes Gesundheitssystem zu verfügen. Es entsteht der Eindruck, dass die Sicht der PatientInnen bei dieser Beurteilung nicht ausreichend berücksichtigt wurde.

So ergibt es beispielsweise keinen Sinn, Gesundheitssysteme günstig einzustufen, in denen die Würde der Patienten nicht ausreichend geschützt wird, auch wenn solche systemtechnisch leistungsfähig wären. Dieser Denkansatz führt zum Konzept der Patientenrechte als Richtschnur für eine bürgernahe, patienten-zentrierte Bewertung und

Weiterentwicklung von Gesundheitssystemen. Patientenrechte leiten sich als Gesundheitsrechte aus der Menschenrechtsgesetzgebung ab. Die Verbindung dieser Begriffe mit Gesundheit entspringt einem umfassenden Gesundheitsverständnis, wie es beispielsweise in der Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zum Ausdruck kommt.

Vor diesem Hintergrund wurde in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Forschungsverbund Public Health - Öffentliche Gesundheit, München, eine Computer-unterstützte Telefonbefragung in vier deutschsprachigen, europäischen Großstädten (München, Dresden, Bern und Wien) durchgeführt, die bevölkerungsbezogene Daten zu Patientenrechten erhob. Grundlage bildet dabei die Erklärung der WHO über die Förderung der Pa-

tientenrechte von 1994. Insgesamt wurden 502 Interviews von Personen zwischen 25 und 78 Jahren abgeschlossen.

In einer Teilstudie wurde die an letzter Stelle offen gestellte Frage dieser Befragung ausgewertet. Die Frage lautete: „Wenn Sie eine Sache im Gesundheitswesen verbessern

Interaktion zwischen Arzt und Patient wird häufig kritisiert

könnten: was wäre es?“ Die qualitative Auswertung dieser offenen Frage erlaubte eine Gruppierung der häufigsten Nennungen in zwölf Kategorien, in welche die Antworten klassifiziert wurden (vgl. nebenstehenden Tabelle).

Dabei wird deutlich, dass insgesamt überwiegend die Bereiche Interaktion und Organisation als entwicklungsbedürftig erlebt werden, gefolgt von den Finanzen.

Verbesserung der Interaktion wird vor allem in den Regionen Wien, München und Bern gewünscht. Die Mehrheit der Befragten, die sich eine Verbesserung der Interaktion zwischen Therapeut und Patient wünschen, sind Frauen, unter 60 Jahre, berufstätig sowie bei relativ guter Gesundheit.

Entwicklungsbedarf in der Organisation des Gesundheitswesens nennen überwiegend Befragte in Wien, München und Dresden. Die Altersgruppen sind hier gleichmäßig vertreten.

Defizite bei den Finanzen erlebt insbesondere die Bevölkerung in Dresden und Bern. Hierbei überwiegen Männer sowie Personen in einem eher schlechten Gesundheitszustand.

Die Studie gibt auch darüber Aufschluss, wie hoch der relative Anteil an strukturellen und indivi-

VERBESSERUNGSVORSCHLÄGE DER PATIENTEN - DIE KATEGORIEN

Kategorien	Bedeutung
Interaktion	Interaktion/Kommunikation zwischen Arzt und Patient
Information	Information und Beratung über Krankheiten, Diagnoseverfahren, Behandlung, u.s.w.
alternative Verfahren	Berücksichtigung alternativer Verfahren
Leistung	Umfang des verfügbaren Leistungskataloges, Auswirkungen von Budgetierungen
Finanzen	Kosten, Zuzahlungsregelungen, Prämienstruktur
Organisation	Allgemeine kassenübergreifende Organisation des Gesundheitswesens, 2-Klassen Medizin
Wartezeiten	Wartezeiten und Einhalten der Termine
Sterbebegleitung	Sterbebegleitung und Betreuung älterer Menschen
Personalstruktur	Personalstruktur im Krankenhaus
Sonstiges	Persönliche Antworten, andere Wünsche
Nichts/zufrieden	Völlige Zufriedenheit mit dem System, keine Verbesserungsvorschläge
Keine Antwort	Keine Antwort, Antwort verweigert oder „weiß nicht“

duellen Problembereichen im Gesundheitswesen für die Befragten ist (vgl. Grafik). Dabei umfasst die strukturelle Ebene Kategorien wie Leistungen, Finanzen, Organisation und Personalstruktur. Die individuelle Ebene umfasst Bereiche wie Interaktion (in der Regel mit dem Arzt), Information und Sterbebegleitung.

Reformbedarf in der Struktur, weniger in individuellen Bereichen

In den meisten Regionen überwiegen die genannten strukturellen Bereiche (Makro- und Mesoebene) gegenüber den individuellen Bereichen (Mikroebene). Dabei wird struktureller Entwicklungsbedarf besonders häufig in Bern gesehen, gefolgt von München und Dresden. Auffallend ist, dass in Wien der strukturelle Bereich deutlich seltener genannt wird als der individuelle Bereich.

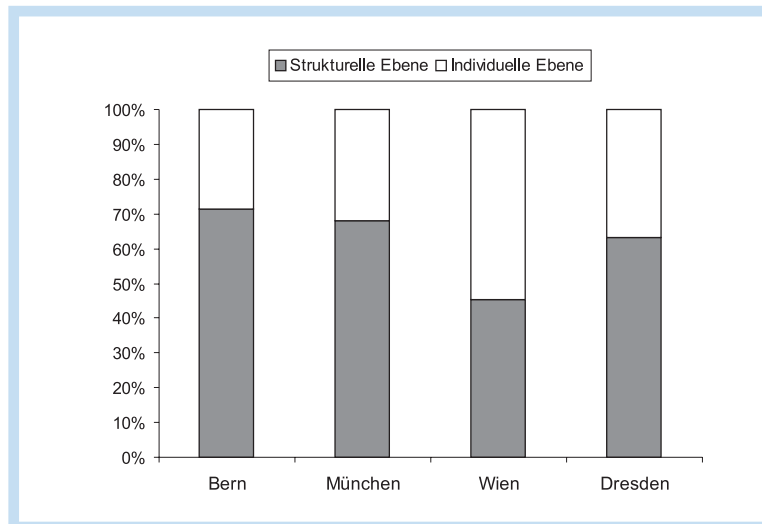
Insgesamt nennen Männer strukturelle Entwicklungsbedarfe häufiger als Frauen. Entwicklungsbedarf auf individueller Ebene wird regional überwiegend in Wien und allgemein überwiegend von Frauen wahrgenommen. Am stärksten ausgeprägt ist der geschlechtsspezifische Unterschied in Wien, gefolgt von München. Während sich der geschlechtsspezifische Unterschied in Dresden fast angleicht, kehrt er sich in Bern um.

Der informierte Patient wird zum Partner der Reform

Auf der Ebene der Rechte von Bürgern, Versicherten und Patienten gibt es noch Diskussions- und Handlungsbedarf. Nicht übersehen werden darf die Einschränkung der Mitwirkungsfähigkeit vieler Patienten aufgrund körperlichen und psychischen Leidens. Insofern ist eine Stärkung professioneller und wirkungsvoller Patientenunterstützung im Sinne des fünften Sozialgesetzbuches notwendig. Der 'informierte Patient' wird zunehmend als wichtiger Partner bei der Überwindung von Unwissenheit, Qualitätsmängeln und Verschwendung im Gesundheitssystem erkannt.

Neue britische Studien zeigen den stark ausgeprägten Wunsch der Patienten nach dem persönlichen Gespräch mit den Ärzten sowie bessere Heilungserfolge bei „warmherzigen, beruhigenden“ Ärzten. Eine in Deutschland durchgeführte Bevölkerungsbefragung deutete auf ähnliche Bedürfnisse. Möglich ist, dass die Qualität der Arzt-Patient-Interaktion erst bei einer funktionierenden Versorgung in den Vordergrund tritt. Eine offene Frage ist, ob und wie sich die so häufig genannte Interaktionsqualität auf die allgemeine Gesundheit auswirken könnte. Hilfreiche Hinweise bietet die psychosomatische Medizin und ihr bio-psycho-soziales Modell von Gesundheit und Krankheit. Vertreter des bio-psycho-sozialen Ansatzes unterstreichen dabei, dass

intakt sind, Gesundheit beziehungsweise größtmögliche Autonomie bei den Erkrankten, während Beziehungsstörungen Krankheit verursachen. Das Modell beschreibt mögliche beziehungsbezogene Wirkmechanismen für eine Vielzahl medizinischer Diagnosen, wie immunologische, kardiale, muskuloskeletale, gastrointestinale oder psychiatrische beziehungsweise psychische Erkrankungen. Dieser Ansatz wird im Bereich der Psychoneuroimmunologie zunehmend erforscht und verdient aufmerksame Beobachtung. Ein wesentliches Ergebnis dieser Arbeit ist die hohe Anzahl der Bürger in Wien, München und Bern, die eine Verbesserung der Arzt-Patient-Interaktion als prioritär betrachten. Bemerkenswert ist der hohe Anteil der Befragten in



Relativer Anteil an strukturellen und individuellen Problembereichen im Gesundheitswesen (standardisiert nach Alter und Geschlecht, neue Europabevölkerung). Strukturelle Ebene: u.a. Leistungen, Finanzen, Organisation, Personalstruktur; individuelle Ebene: Interaktion, Information, Wartezeiten, Sterbebegleitung.

Gesundheit kein Zustand, sondern ein dynamischer Prozess ist, der aus der Interaktion zwischen dem einzelnen Individuum und seiner Umwelt resultiert. Gesundheit ist dementsprechend Ausdruck einer auf sämtlichen Ebenen adäquaten Interaktion und sinnvollen Kommunikation („semiotisches Modell“) und den resultierenden „Beziehungsfäden“, die einen für das Individuum lebenswichtigen „Beziehungsmantel“ weben. Diese Beziehungen ermöglichen, soweit sie

Bern, die die Finanzierung des Gesundheitssystems für verbesserungswürdig halten. Darüber hinaus weisen die unterschiedlichen Ergebnisse aus Dresden und München auf noch existierende Ungleichheiten in Deutschland hin. Die nähere Identifikation wahrscheinlich systembedingter Einflüsse bzw. Defizite bietet Chancen für eine bürgernahe und humane Entwicklung des Gesundheitswesens.

**Anne Brunner
Sabine Ludwig**

Online-Journalismus oder virtueller Kaufhauskatalog?

Wie das Internet den Journalismus verändert

Kaum jemand zweifelt daran, dass sich der Journalismus gegenwärtig in einer Phase des Umbruchs befindet. Nur die Richtung der Entwicklung scheint unklar: Verkünden die einen das „Ende des Journalismus“, weil sich in den neuen Kommunikationsnetzen jeder öffentlich äußern kann, glauben andere an die „Geburt eines neuen Journalismus“ im Internet, der durch Multimedialität und Interaktivität zur Perfektion gelangen werde. Um die Zeichen der Zeit richtig zu deuten, um Gegenwärtiges und Kommendes besser einordnen zu können, lohnt ein kurzer Blick in die Vergangenheit.

Man könnte die (noch ungeschriebene) Geschichte des Journalismus in drei Phasen einteilen. In jeder Phase stand ein anderes Problem der Kommunikation im Mittelpunkt, das es mit Hilfe neuer Medien zu lösen galt. In den beiden

Lösungen für den Publikumszugang. Der Durchbruch gelang im 19. Jahrhundert: Die Massenpresse konnte durch kostengünstige Möglichkeiten der Vervielfältigung (Rotationsdruck, Linotype, sinkende Papierpreise) und die Subventionierung der Bezugspreise durch Anzeigenerlöse weite Leserkreise erschließen. Gleichzeitig wandelte sich der Journalismus: Statt an Eliten orientierte er sich zusehends am breiten Publikum.

Dagegen dauerte die Erweiterung des kommunikativen Zugangs sehr viel länger. Die Vermittlungskapazität der Medien (gemessen an der Informationsmenge oder der Anbieterzahl) blieb nämlich weiterhin gering. In den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik bezogen sich die meisten kommunikationspolitischen Konflikte auf dieses Nadelöhr: Medien sollten, so wurde deshalb gefordert, möglichst vielfältig informieren und kommentieren. Mit dem „Frequenzmangel“ begründete 1961 das Bundesverfas-

Internet: Verfrühte Euphorie der Medienphilosophen

sungsgericht das Prinzip des „Binnenpluralismus“, also der Kontrolle des Rundfunks durch die gesellschaftlich relevanten Gruppen. Im Zeitungsbereich bereitete die ökonomische Konzentration einiges Kopfzerbrechen: Weniger Zeitungen, so musste man befürchten, bedeuten auch weniger Vielfalt. Erst das Internet, in dem jeder ohne großen technischen und ökonomi-

schen Aufwand publizieren kann, hat erneut - wie Gutenbergs Druck mit beweglichen Lettern - einen Sprung in der Medienentwicklung bewirkt.

Doch die Euphorie, die bei manchen Medienphilosophen angesichts des Netzmediums ausgebrochen ist, kam verfrüht. Denn jede Lösung eines Kommunikations-

Aus dem Rinnsal ist eine Informationsflut geworden

problems bringt Folgeprobleme hervor. Zur Zeit stehen wir an der Schwelle zur dritten Phase des Journalismus. Die Konsequenzen, die sich aus dem Internet ergeben, zeichnen sich mittlerweile recht deutlich ab: Der Journalismus verliert sein Monopol, den Zugang zur Öffentlichkeit zu kontrollieren, und damit auch einen Teil seines Wirkungspotenzials. Bisher wurden die wenigen Schleusen von Redaktionen bewacht, die als „Gatekeeper“ entscheiden konnten, über wen berichtet und wer zitiert wird. Nun entsteht ein dezentrales Netz von Kanälen, das sich der journalistischen Kontrolle weitgehend entzieht. Die vielen Kommunikatoren im Internet (Unternehmen, Parteien, Interessengruppen, Privatpersonen etc.) können offenbar auf journalistische Vermittlung verzichten und sich ohne Umwege direkt an das Publikum wenden.

Doch die Lage entspannt sich nur scheinbar, denn der Flaschenhals ist im Internet nur an eine andere Stelle verlagert: Nicht mehr ein Zuwenig an Information ist das Problem, sondern ein Zuviel. Weil jeder öffentlich kommunizieren kann, ist aus dem Rinnsal eine „Informationsflut“ geworden, aus dem Mangel ein Überfluss. Damit wandert der Engpass von der Anbieter- auf die Nutzerseite: Nun herrscht nicht mehr Knappheit an technischer Vermittlungskapazität, sondern Knappheit an Aufmerksamkeit und Beurteilungsvermögen auf Seiten der Rezipienten. Zwar können die Nutzer das vorselektierte Angebot der Redaktionen umgehen, weil sie im Internet einen direkten, ungefilterten Zugriff auf



Journalismus im Internet - das Ende oder ein neuer Anfang?

frühen Phasen ging es zunächst einmal um den Zugang zu den

Journalismus: Orientierung am Publikum statt an der Elite

Medien: Wie kann sich ein möglichst großer Teil der Bevölkerung an der öffentlichen Kommunikation beteiligen - und zwar sowohl auf der Publikums- als auch auf der Anbieterseite? Die Frage war also: Wer kann Medienangebote konsumieren, und wer kommt in den Medien zu Wort?

Das Aufkommen der Massenmedien, also die Einführung von Presse und Rundfunk, brachte eine

zahlreiche Informationsquellen haben, doch wird die Sortier- und Interpretationsleistung ebenfalls auf das Publikum abgewälzt. Nach den Ergebnissen der repräsentativen ARD/ZDF-Online-Studie 2001 sagen 53 Prozent der Online-Nutzer, dass das Auffinden von Informationen für sie im Internet („häufig“ oder „gelegentlich“) aufwendig sei, 30 Prozent geben sogar an, dass sie Informationen eher zufällig finden würden.

Orientierungslosigkeit und Unsicherheit über die Informationsqualität führen dazu, dass Rezipienten die Nachrichtenauswahl und die Umwandlung von Rohinformation in gebrauchsfähiges Wissen weiterhin an professionelle

Internet verdrängt Presse und Rundfunk bisher kaum

Spezialisten delegieren und den „alten“ Medien treu bleiben: Die Verdrängungseffekte durch das Internet fallen für Presse und Rundfunk bislang gering aus. Nach der erwähnten Studie hat ein Viertel der Online-Nutzer den Fernsehkonsum zu Gunsten des Internet reduziert (25 Prozent); 16 Prozent lesen weniger Tageszeitung, 12 Prozent hören weniger Radio. Und auch im Internet selbst, so zeigen die Reichweitedaten, erfreuen sich die Ableger traditioneller Medienmarken großer Beliebtheit. Der Journalismus wird im Internet also nicht überflüssig - aber die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, ändern sich: Journalisten sind nicht mehr Kanalarbeiter, die den Mangel verwalten und primär Selektionsentscheidungen treffen, sondern zunehmend „Navigatoren“, die über das nur noch schwer überschaubare Medienangebot orientieren. Statt „Frontaljournalismus“, also einseitiger Belehrung, ist in interaktiven Medien Dialogfähigkeit gefragt: beim Moderieren von Online-Foren oder dem Beantworten von E-Mails. Außerdem erweitert sich die Klaviatur des Journalismus: Im Internet lassen sich Text, Ton, Foto, Bewegtbild und Grafik zu multimedialen, non-linearen Reportagen verknüpfen.

Allerdings: Von der schönen neuen Welt des Journalismus, wie sie in Lehrbüchern ausgemalt wird, ist noch kaum etwas im Internet zu entdecken. Das belegen auch Ergebnisse der Eichstätter Studie „Journalismus und Internet“, für die die Online-Redaktionsleiter von Presse, Rundfunk und Nur-Online-Anbietern im Frühjahr 2000

Das Potenzial des Internet wird journalistisch kaum ausgeschöpft

befragt wurden. Bei der als Vollerhebung angelegten Erhebung konnte ein Rücklauf von 59 Prozent erzielt werden. Insgesamt füllten 187 Redaktionsleiter einen Fragebogen aus.

Bisher wird das Potenzial des Internet journalistisch kaum ausgeschöpft. Dies gilt etwa für Video- und Audiobeiträge, die man als Ergänzung zu aktuellen Artikeln meist vergeblich sucht. Auch Links auf archivierte Artikel zum gleichen Thema, auf Hintergrundinformationen oder andere Websites werden nur selten angeboten. Sogar ein E-Mail-Link zur Online-Redaktion ist nicht selbstverständlich. Grund für diese Kluft zwischen den hohen Erwartungen an den Online-Journalismus einerseits, seiner ernüchternden Wirklichkeit andererseits sind die ökonomischen

Arbeitsplätze in Online-Redaktionen werden abgebaut

Randbedingungen: Immer noch herrscht Ratlosigkeit darüber, wie im Internet Geld verdient werden kann. Seit etwa Anfang 2001 zogen nicht nur in den USA, sondern auch in Deutschland viele Anbieter Konsequenzen aus der Krise der „New Economy“ und schalteten einen Gang zurück: Sie bündelten ihre Aktivitäten, nahmen Angebote vom Netz und bauten Arbeitsplätze in Online-Redaktionen ab. Am kostenlosen Überangebot im Internet sind bisher die meisten Versuche gescheitert, Gebühren von den Nutzern zu erheben. Auch die Werbeeinnahmen reichen für die Kostendeckung nicht aus. Folge ist, dass sich viele Medien im

Internet mit Nachrichten-Recycling, also der Zweitverwertung von Inhalten des Muttermediums begnügen. Immer noch wird etwa die Hälfte der aktuellen Beiträge in Online-Angeboten von Tageszeitungen und Publikumszeitschriften aus dem Printbereich übernommen, so das Ergebnis der Eichstätter Untersuchung. Überarbeitet werden diese Texte nur marginal.

In erster Linie verfolgen Presse und Rundfunk crossmediale Strategien. Das heißt, sie wenden sich an „Probenutzer“, die für das Muttermedium gewonnen werden sollen, oder an „Doppelnutzer“, die es bereits rezipieren: Ihnen wird im

Journalismus und E-Commerce

Internet eine inhaltliche Ergänzung geboten. Daraus erhoffen sie sich positive Rückwirkungen auf das Muttermedium in Form neuer Leser oder einer stärkeren Publikumsbindung.

Wegen der Finanzierungsprobleme sinkt aber auch die Hemmschwelle, gegen die journalistische Trennungsnorm zu verstoßen. Oft sind redaktioneller Teil und E-Commerce-Angebote eng verknüpft, etwa durch einen „Buy button“ am Ende eines Artikels, der zu einer thematisch passenden Verkaufsofferte führt. Der Verdacht, dass hier einseitig berichtet und voreingenommen gelobt wird, dürfte bei Online-Nutzern leicht aufkommen und der Glaubwürdigkeit des Anbieters schaden. Die Redaktionen stehen am Scheideweg: Wollen sie Online-Journalismus anbieten oder virtuelle Versandhauskataloge?

Zwei Auswege zeichnen sich ab: Entweder gelingt es journalistischen Anbietern, ihre höhere Qualität, ihren „Mehrwert“ erkennbar zu machen und sich gegenüber anderen Anbietern deutlich abzugrenzen, um so die Zahlungsbereitschaft der Nutzer zu wecken. Oder das Marktversagen veranlasst dazu, - nach dem Vorbild des öffentlich-rechtlichen Rundfunks - auch im Internet die „Grundversorgung“ durch öffentliche Institutionen zu gewährleisten.

Christoph Neuberger

Link zum Artikel:

www.ku-eichstaett.de/SLF/JOUR/projekt

Der elektronischen Konkurrenz trotzen Kommen Tageszeitungen mit Redaktionsteams aus der Krise?

Die neuen deutschen Chefredakteure bauen ihre Redaktionen gerne um: Reporterteams, ressortübergreifendes Planen, Teams statt Ressorts, exklusive Autorentexte. Führen die redaktionellen Umstrukturierungen zu einem besseren Zeitungsjournalismus und die Zeitungen aus der Krise? - Eine Dissertation ergründete den neuen Journalismus.

Jeder Zeitungsleser weiß, dass die Nachrichtenfülle täglich einheitlich sortiert werden muss und die Zeitungsrealität deshalb vornehmlich aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport und Lokalem besteht. Doch warum haben die Zeitungsredaktionen seit mehr als 100 Jahren im Grunde dieselben Kernressorts? Die Welt, über die die Journalisten berichten, hat sich seitdem enorm verändert - und dennoch blicken die Zeitungen mit den gleichen Verarbeitungsstrukturen auf diese Welt. Oder doch nicht? Wie haben sich die Ressorts und die redaktionelle Arbeit im Detail gewandelt? Wie viele und welche Redaktionen experimentieren mit neuen Organisationsformen? Auf welche Strategien greifen sie dabei zurück? Und wie erfolgreich sind sie? Diesen Fragen geht die Studie unter dem Titel „Ressort, Sparte, Team“ nach, die mit verschiedenen

Methoden der empirischen Journalismusforschung ein differenziertes Bild der modernen Zeitungsredaktion zeichnet: Eine schriftliche Befragung von 76 Chefredakteur-

Differenziertes Bild in Studie zum Wandel in Zeitungsredaktionen

en, mündliche und schriftliche Interviews mit Redakteuren und Ressortleitern und Beobachtungen in drei Redaktionen ergründen die traditionellen und die innovativen Redaktionsstrukturen. Eine historisch-systematische Analyse nimmt zudem den redaktionellen Wandel unter die Lupe - beginnend mit der Entstehung der Sparten und Ressorts im 19. Jahrhundert.

Vor zehn Jahren Utopie - nun in vielen Redaktionen verwirklicht

Die Befunde sind zum Teil überraschend und korrigieren manche bisherige wissenschaftliche Annahme über die Zeitungsredaktion. Demnach sind die Redaktionen, die

für die überregionalen Teile zuständig sind, traditionell auf eine aktuelle Nachrichtenverarbeitung ausgerichtet. Die Routine war geprägt von der Devise: „mein Ressort, mein Thema - dein Ressort, dein Thema“. Wichtige Themen wurden links liegen gelassen, weil sich kein Ressort so richtig zuständig fühlte; andere Themen wurden doppelt bearbeitet. Man lebte täglich aufs Neue von der Hand in den Mund: Was die Nachrichtenagenturen melden, wird gedruckt. Mehr nicht.

Einige Neuerungen werden von Chefredakteuren noch belächelt

Neue Redaktionsstrukturen sollen diese Defizite beheben: Teamarbeit über Ressortgrenzen hinweg, Auflösung der Ressorts, Planung eigener, regional wichtiger Themen - was sich noch vor zehn Jahren wie eine Utopie der Redaktion anhörte, ist in vielen Redaktionen Wirklichkeit geworden. Das Schlagwort vom „Umbau der Redaktion“ gestert durch die Branche - mit durchaus zwiespältigem Beigeschmack: Während strukturkonservative Chefredakteure die Innovationen im Newsroom belächeln, wenn nicht gar mit Hohn überziehen, und Redakteure in umgebauten Redaktionen meutern, wenn sie sich und ihren Spielraum nicht ausreichend berücksichtigt sehen, sind die Reformer davon überzeugt, dass neue Redaktionsstrukturen eine grundsätzliche Bedingung dafür

Die Mediendinosaurier verlieren vor allem die jungen Leser

sind, die Art und Weise, wie Nachrichten recherchiert, geschrieben und präsentiert werden, zu ändern. Dass sich der Zeitungsjournalismus - das Produkt Zeitung - inhaltlich ändern muss, um in der gewachsenen Medienkonkurrenz und einer sich wandelnden Mediengesellschaft überleben zu können, ist

Drei von vier Zeitungsredaktionen wurden in den letzten Jahren organisatorisch umgebaut - ein Auslöser hierfür ist die elektronische Konkurrenz.



weitgehend unstrittig: Die Mediendinosaurier verlieren zunehmend vor allem junge Leserinnen und Leser - eine Binsenweisheit. Die Weitergabe der aktuellen Agentur-

Zeitungen müssen Nachrichtenschnipsel einordnen helfen

Nachrichten erfolgt in den elektronischen Medien Fernsehen, Internet und Radio viel schneller; Tageszeitungen müssen sich auf andere Kompetenzen besinnen: Hintergrund, Einordnung und Überblick über die Nachrichtenschnipsel, die in den anderen Medien regelmäßig geliefert werden. Dazu braucht es Zeit und gemeinsame redaktionelle Planung über den Tag hinaus.

Die Studie fand heraus, dass rund drei Viertel der deutschen Redaktionen in den vergangenen Jahren umgebaut wurden. Mehr als 50 Prozent haben Teams eingeführt, die ressortübergreifend arbeiten. Andere lösten Ressortgrenzen auf und setzten zum Beispiel Politik- und Wirtschaftsjournalisten in einen großen Newsroom. Es stellte sich heraus, dass Redakteure nicht nur als Einzelkämpfer am Schreibtisch ihre Beiträge recherchieren und schreiben, sondern durchaus im Team arbeiten können, wenn die Chefredaktion dafür neue Strukturen zur Verfügung stellt und die Teamarbeit fördert und fördert. Durch die gemeinsame Recherche beispielsweise eines

Wissenschaft: Die Wirklichkeit trägt keinen Ressortstempel

Politik- und eines Wirtschaftsjournalisten können komplexe Themen besser erfasst und facettenreicher beschrieben werden. Die Teams können längerfristig arbeiten, investigativ und zäh recherchieren. Sie können aber auch kurzfristig für einige Stunden zusammengesetzt werden, um ein aktuelles Thema für die nächste Ausgabe effizienter und umfangreicher aufbereiten zu können.

Wie die Vernetzung der Kompetenzen und die Zusammenarbeit über Ressortgrenzen hinweg konkret

aussehen kann, zeigt zum Beispiel die Behandlung von Wissenschaftsthemen. Als Wissenschaft als öffentliches Thema auch für Tageszeitungen eine immer wichtigere Rolle spielte, wurden seit den 70-er Jahren vermehrt Wissenschaftsredakteure bei Regionalzeitungen eingestellt. Sie erhielten eigene Seiten mit Titeln wie Wissenschaft, Natur oder Technik. Damit wurde in der Redaktion ein Zuständiger für diese Themen ausgemacht, die Wissenschaft aber ins Ghetto abgeschoben; sie fand in den zentralen Zeitungsteilen wie Politik, Wirtschaft oder Kultur kaum mehr statt.

Niedrigere Ressortgrenzen

Die Wirklichkeit der Wissenschaften trägt aber keinen Ressortstempel, sondern durchdringt alle anderen Lebensbereiche. Entsprechend können jetzt mit dem Konzept der vernetzten Redaktion und der niedrigen Ressortgrenzen innovative Wissenschaftsredakteure aus ihrem Sparten-Ghetto ausbrechen; sie schreiben für die Politik, die Wirtschaft oder die Kulturseiten und arbeiten mit anderen Fachredakteuren zusammen. Die spezialisierten Wissenschaftsseiten nehmen dagegen eher ab und werden mit ratgeber-orientierten Gesundheits-, Computer- oder Hochschulseiten kombiniert.

Drei Beispiele - eine lokale, eine regionale und eine überregionale Zeitung - veranschaulichen die Bandbreite von Umstrukturierungen:

■ Wilfried Lindner, Chefredakteur der Aachener Nachrichten (Auflage 65.000), stellt sich sein „ideal-typisches“ Redaktionsmodell so vor: „Wenn ich mir eine Redaktion malen könnte, würde ich im Grunde nur themenorientiert arbeiten und nicht ressortorientiert. So weit sind wir zwar noch lange nicht, aber wir haben die traditionellen Ressorts weitgehend aufgelöst.“ Die Mantelredaktion der Aachener Nachrichten besteht nur noch aus vier Einheiten: „Wirtschaft und Politik“, „Kultur und Unterhaltung“, „Euro und Sport.“

■ Dieter Soika, Chefredakteur der

Freien Presse in Chemnitz (Auflage 400.000), hat für ein neues Recherche- und Reportageressort fünf neue Redakteure eingestellt. Um die neuen Mitarbeiter finanzieren zu können, wurde die Deutsche Presse-Agentur (dpa) abbestellt. Ein neuer Produktionstisch, „News Desk“ genannt, versammelt Redakteure aller Ressorts, dient als eine Art permanente Redaktionskonferenz und soll ressortübergreifendes Planen ermöglichen.



Das Ziel seiner Umstrukturierungen fasst Soika so zusammen: „Ich möchte die Ressorts weitgehend auflösen, die Grenzen und Schranken niedrig halten, die Ressorts nur noch als die Spezialisten für bestimmte Fachgebiete sehen, aber Themen ressortübergreifend angehen.“

■ Als Hans Werner Kilz vom Spiegel kommend im Februar 1996 sein Amt als Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung in München (Auflage 420.000) antrat, war es eines seiner wichtigsten Ziele, die Ressortegoismen, die bei der überregionalen Tageszeitung besonders ausgeprägt waren, zu reduzieren. „Die Schwäche der Zeitung ist die Ressortefersüchtelei“, sagte Kilz nicht zuletzt im Vergleich zu seinen Erfahrungen im Zeitschriftenjournalismus. Ein erster, wichtiger Schritt war die Einführung der „Seite 2“ - einer Themenseite, die ressortübergreifend bearbeitet werden kann. Auch die Berlinseite der SZ beruht auf einem ressort- und themenübergreifenden Modell.

Klaus Meier

Eine mögliche Lösung: Reporterteams

Potenziale ausländischer Töchter nutzen

Kompetenzzentren: Eine strategische Option für Unternehmen

In vielen Unternehmen gewinnt das Auslandsgeschäft an Bedeutung. Dafür sind Tochtergesellschaften besonders wichtig. Sie können über Ressourcen und Fähigkeiten verfügen, die in der Muttergesellschaft nicht oder nicht in gleichem Ausmaß vorhanden sind. In einem von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt wurde am Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Internationales Management die Rolle ausländischer Tochtergesellschaften als Kompetenzzentren untersucht. Eingebettet in eine Forschungskoooperation mit Wissenschaftlern aus zahlreichen anderen Ländern wurde unter anderem analysiert, in welchen Wertschöpfungsstufen Kompetenzzentren häufig auftreten und wer die Entwicklung von Fähigkeiten der Kompetenzzentren beeinflusst.

Viele deutsche Unternehmen haben in der Vergangenheit ihre Internationalisierung stark vorangetrieben. Der Weg in das Ausland kann dabei zahlreiche Formen annehmen: Unternehmungen exportieren, vergeben Lizenzen, bauen Franchisesysteme auf, gehen Joint Ventures ein, schmieden strategische Allianzen, erwerben Minderheitsbeteiligungen, gründen eigene Auslandseinheiten und tätigen

Einige Unternehmen erzielen ihren Umsatz vor allem im Ausland

Akquisitionen oder Fusionen. In einigen Unternehmen wird im Ausland inzwischen ein höherer Umsatz erzielt als im Inland. In manchen Fällen übersteigen sogar die Beschäftigtenzahlen im Ausland die Beschäftigtenzahlen im Inland.

Doch interessant sind nicht nur die quantitativen Merkmale, an denen man die Internationalität festmachen kann. Oder anders ausge-

drückt: Nicht allein am Umsatz oder der Zahl der Beschäftigten im Ausland lässt sich die Internationalität eines Unternehmens ablesen, sondern vor allem an der Art

Vom Missionsmodell zum Netzwerkmodell

der Internationalisierung. Hier ergeben sich seit einigen Jahren deutliche Veränderungen.

Einer traditionellen Sichtweise der internationalen Unternehmung, dem sogenannten „Missionsmodell“, wird in der Literatur zum Internationalen Management zunehmend eine fortschrittliche Sichtweise der internationalen Unternehmung, das sogenannte „Netzwerkmodell“, gegenübergestellt. Dabei handelt es sich um zwei grundlegend verschiedene strategische und organisatorische Optionen:

■ Die traditionelle Sichtweise des „Missionsmodells“ kann als so-

genannte „Zentrums-Peripherie-Betrachtung“ bezeichnet werden. Hier gilt die Muttergesellschaft im Heimatland als Zentrum, die Auslandseinheiten in ihrer Gesamtheit als Peripherie. Dagegen werden aus der modernen Sichtweise des „Netzwerkmodells“ international tätige Unternehmen als multizentrische Organisationen aufgefasst. Nicht mehr allein die Muttergesellschaft im Heimatland stellt das Zentrum dar; auch Tochtergesellschaften in den Gastländern können „Zentrumsfunktionen“ übernehmen.

Tochtergesellschaften im Ausland bekommen Zentrumsfunktion

■ Im traditionellen Modell werden Wettbewerbsvorteile von der Muttergesellschaft im Heimatland generiert, um dann missionarisch an die Tochtergesellschaften transferiert zu werden. Das „Netzwerkmodell“ geht dagegen davon aus, dass Wettbewerbsvorteile auch von den ausländischen Tochtergesellschaften geschaffen werden können - ohne auf den Markt der jeweiligen Tochtergesellschaft beschränkt zu sein.

■ Während die international tätige Unternehmung aus der traditionellen Perspektive heraus als Hierarchie verstanden wurde, rückt die moderne Perspektive das Verständnis einer Unternehmung als Heterarchie in den Mittelpunkt. Angenommen wird, dass in der gesamten Unternehmung Ideen generiert, Konzepte entwickelt und Strategien formuliert werden. Charakteristisch sind nicht mehr einseitige Weisungen von der Muttergesellschaft

Bedeutung ausländischer Töchter für ausgewählte Unternehmen

Unternehmung/ Konzern	Gesamtumsatz in Mio. €	Auslandsumsatz		Mitarbeiter gesamt	Auslandsmitarbeiter	
		in Mio. €	in % des Gesamtumsatzes		absolut	in % der gesamten Mitarbeiter
Allianz	53.800	31.800	59,1%	113.584	71.661	63,1%
Bertelsmann	13.289	9.553	71,9%	64.839	39.421	60,8%
Degussa-Hüls	9.998	6.680	66,8%	45.335	15.020	33,1%
Henkel	11.361	8.313	73,2%	56.620	41.555	73,4%
Linde	6.194	4.277	69,1%	35.597	18.041	50,7%
SAP	5.110	4.043	79,1%	21.699	8.912	41,1%
Siemens	68.564	49.902	72,8%	443.000	251.000	56,7%
Telekom	35.470	4.059	11,4%	196.006	23.611	12,1%
Volkswagen	75.167	50.936	67,8%	306.000	147.000	48,0%

Bei Allianz Beitragseinnahmen statt Umsatz.

Quelle: Geschäftsberichte bzw. Direktauskünfte der jeweiligen Unternehmungen sowie eigene Berechnungen (Daten basieren auf Angaben, die im Jahr 2000 veröffentlicht wurden).

an ihre Tochtergesellschaften, sondern die gemeinsame Suche nach Problemlösungen und das gemeinsame Treffen von Entscheidungen.

■ Im traditionellen „Missionsmodell“ ließ sich eine weitgehende undifferenzierte und somit standardisierte Behandlung von ausländischen Tochtergesellschaften feststellen. Dies brachte es mit sich, dass die Tochtergesellschaft in Land A und die Tochtergesellschaft in Land B an identischen Erfolgs-

Von der gewöhnlichen Tochtergesellschaft zum Kompetenzzentrum

kriterien gemessen wurden. Im „Netzwerkmodell“ wird dagegen davon ausgegangen, dass Tochtergesellschaften im Ausland ganz unterschiedliche Rollen und Aufgaben haben können - mit der Konsequenz, dass es für Tochtergesellschaften auch individuelle Erfolgskriterien geben muss.

Mit der Entwicklung vom „Missionsmodell“ zum „Netzwerkmodell“ einher geht die Erkenntnis, dass ausländische Tochtergesellschaften über hervorragende Ressourcen und Fähigkeiten verfügen können. Es leuchtet ein, dass Unternehmen diese Ressourcen und Fähigkeiten nicht bei der jeweiligen Tochtergesellschaft brachliegen lassen sollten, sondern sie nutzen sollten - für die Muttergesellschaft und für Schwestergesellschaften in anderen Ländern. Eine Möglichkeit hierzu ist die Etablierung von Kompetenzzentren.

Darunter versteht man eine Tochtergesellschaft, die

■ über spezifische Ressourcen bzw. Fähigkeiten für einen oder mehrere Bereiche (Funktionen, Produkte oder Prozesse) verfügt,

■ innerhalb dieses Bereichs/dieser Bereiche über den eigenen (Länder-)Markt hinaus beziehungsweise für Mutter- und Schwestergesellschaften zuständig ist und

■ stark in den Unternehmensverbund integriert ist.

Grundsätzlich wird zwischen funktionalen, produkt-orientierten und prozess-orientierten Kompetenzzentren unterschieden. Funktionale Kompetenzzentren haben dabei

besondere Ressourcen bzw. Fähigkeiten in einer oder in mehreren Wertschöpfungsstufen (z.B. Forschung, Produktion). Bei produkt-orientierten Kompetenzzentren beziehen sich die Fähigkeiten dagegen auf ein bestimmtes Produkt oder einen bestimmten Geschäftsbereich. Prozess-orientierte Kompetenzzentren beherrschen schließlich bestimmte Prozesse (zum Beispiel Produkteinführungsprozesse, Logistikprozesse) besonders gut.

Kompetenzzentren sind nicht nur für Ländermarkt verantwortlich

Entscheidend ist, dass Kompetenzzentren in jedem Fall eine Verantwortung über ihren eigenen Ländermarkt hinaus übernehmen. Oder mit anderen Worten: Eine französische Tochtergesellschaft eines deutschen Unternehmens ist in ihrem Kompetenzbereich nicht auf Frankreich beschränkt.

Wichtig ist darüber hinaus, dass ein Kompetenzzentrum intensiv mit der Muttergesellschaft und mit den Schwestergesellschaften vernetzt ist. Diese Vernetzung kann unterschiedliche Formen annehmen. Es kann sich beispielsweise um umfangreiche Warenflüsse oder Technologieflüsse handeln. Aber auch intensiver Personalaustausch oder gemeinsame Entscheidungsfindung tragen zur Verflechtung bei.

In mehreren Forschungsprojekten gingen wir der Frage nach, ob Kompetenzzentren in der internationalen Unternehmenspraxis be-

reits existieren. Eines dieser Projekte stellt ein grenzüberschreitendes Forschungsprojekt dar, in dem wir auf die Wertschöpfungsaktivitäten von Tochtergesellschaften fokussierten. Differenziert wurden



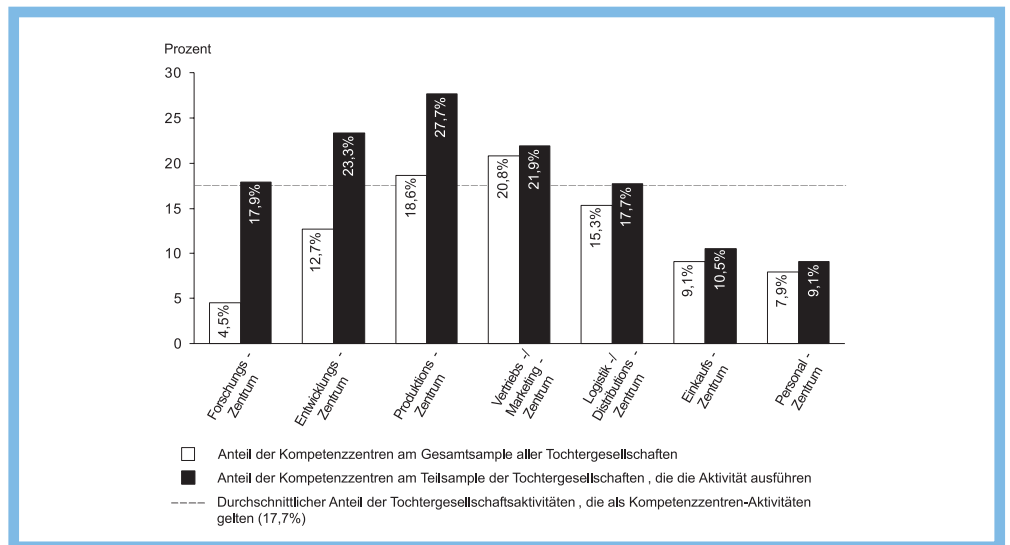
Kompetenzzentren sind gewissermaßen erwachsene Kinder der Muttergesellschaften.

die Wertschöpfungsaktivitäten Forschung, Entwicklung, Produktion, Vertrieb/Marketing, Logistik/Distribution, Einkauf und Personal. Auf diese Weise konnten funktionale Kompetenzzentren identifiziert werden (vgl. Textkasten auf Seite 18).

Netzwerkpartner beeinflussen die Fähigkeiten der Töchter

Ein wichtiger Aspekt ist zudem, wer die Entwicklung von Fähigkeiten der Kompetenzzentren beeinflusst. Folgt man dem traditionellen „Missionsmodell“, so könnte man annehmen, dass die Muttergesellschaft für die Entwicklung von Fähigkeiten in Tochtergesell-

Ausländische Tochtergesellschaften als Kompetenzzentren: Je nach Wertschöpfungsaktivität lassen sich deutliche Unterschiede erkennen.



schaften einen großen Einfluss ausübt. Empirische Befunde bestätigen dies.

Gleichzeitig erhärtet sich die in der Literatur oftmals geäußerte Vermutung, dass neben der Muttergesellschaft auch zahlreiche weitere Akteure die Fähigkeiten von ausländischen Töchtern prägen. Dazu zählen sowohl unternehmensinterne als auch -externe Akteure. Oder anders ausgedrückt: Zahlreiche Netzwerkpartner haben einen Einfluss auf die Fähigkeiten von Tochtergesellschaften.

Als interne Netzwerkpartner gelten beispielsweise andere Tochtergesellschaften, die als interne Kunden, interne Lieferanten oder interne Forschungs- und Entwicklungseinheiten fungieren können. Externe Netzwerkpartner sind unter anderem externe Kunden, externe Lieferanten, externe Forschungs- und Entwicklungseinheiten, Distributoren, Händler, Wettbewerber oder staatliche und

halb-staatliche Institutionen.

Unseren Ergebnissen zufolge üben externe Kunden am Markt sogar einen stärkeren Einfluss auf die Entwicklung von Fähigkeiten aus als die Muttergesellschaft - und dies gilt unabhängig von der Wert-

Management von und in Netzwerken als Herausforderung

schöpfungsaktivität. Dies verdeutlicht, dass das traditionelle „Missionsmodell“ kritisch zu hinterfragen ist. Würde sich eine Tochtergesellschaft nur an der Muttergesellschaft ausrichten, würde sie ihre lokalen Netzwerke vernachlässigen. Eine Tochtergesellschaft ist schließlich immer in ihr unternehmensinternes Netzwerk und gleichzeitig in ihr lokales Netzwerk eingebettet.

Es deutet vieles darauf hin, dass in ausländischen Tochtergesellschaften bereits heute Kompetenzinseln oder Kompetenzbereiche bestehen.

Doch gleichzeitig zeigen qualitativ orientierte Fallstudien an unserem Lehrstuhl, dass internationale Unternehmen die Kompetenzen ihrer Tochtergesellschaften in Zukunft noch besser nutzen könnten. Die Potenziale lassen sich noch stärker zur Geltung bringen. Dabei empfiehlt es sich, auch offiziell von Kompetenzinseln, Kompetenzbereichen oder Kompetenzzentren zu sprechen. Dies unterstreicht auch sichtbar den Wandel vom „Missionsmodell“ zum „Netzwerkmodell“ der internationalen Unternehmung.

Aus strategischer und organisatorischer Sicht stellen „Netzwerkmodelle“ deutlich höhere Anforderungen an das Management als „Missionsmodelle“. Die Herausforderung künftiger Forschung ist es, adäquate Antworten darauf zu finden, wie komplexe Netzwerkorganisationen geführt werden können.

Stefan Schmid

DAS INTERNATIONALE KOMPETENZZENTREN-PROJEKT

Zusammen mit Partnern aus sechs europäischen Ländern wurde am Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Internationales Management eine empirische Studie zu Tochtergesellschaften durchgeführt. Ziel war, Aufschluss über die Aktivitäten und den Charakter von Tochtergesellschaften zu erlangen. Befragt wurden 2.110 ausländische Tochtergesellschaften in Deutschland, Österreich, Großbritannien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland. Der durchschnittliche Umsatz der analysierten Tochtergesellschaften beläuft sich auf 151 Millionen US-Dollar, die durchschnittliche Beschäftigtenzahl auf etwa 500 Mitarbeiter. Die Muttergesellschaften der Tochtergesellschaften sind vor allem in Europa und Nordamerika angesiedelt. Die Studie ist in ein Forschungsprojekt eingebettet, welches von der Volkswagen-Stiftung im Rahmen des Schwerpunkts „Globale Strukturen und deren Steuerung“ gefördert wird.

Ein wesentliches Ergebnis der Studie ist, dass Kompetenzzentren in der Praxis bereits existieren. In etwa 45 Prozent aller Tochtergesellschaften gibt es eine oder mehrere Wertschöpfungsaktivitäten, die der Tochtergesellschaft die Kompetenzzentren-Eigenschaft verleihen. Betrachtet man allerdings nicht Tochtergesellschaften, sondern Wertschöpfungsaktivitäten, so können nur etwa 17,7 Prozent aller Wertschöpfungsaktivitäten als Kompetenzzentren-Aktivitäten bezeichnet werden (vgl. Abbildung auf Seite 17). Bei einem Vergleich der einzelnen Wertschöpfungsaktivitäten stellt man fest, dass

- Produktion, Entwicklung und Vertrieb/Marketing überdurchschnittlich häufig
- Forschung und Logistik/Distribution durchschnittlich häufig
- Einkauf und Personal unterdurchschnittlich häufig

als Kompetenzzentren-Aktivitäten gelten. Gleichzeitig haben die Analysen gezeigt, dass in fast 50 Prozent der Tochtergesellschaften mit Kompetenzzentrenfunktion nur eine Wertschöpfungsaktivität als Kompetenzzentren-Aktivität ausgeprägt ist. Mit anderen Worten heißt dies: Uni-funktionale Kompetenzzentren existieren sehr häufig. Bi-funktionale Kompetenzzentren gibt es immerhin noch in etwa 27 Prozent der Fälle, während tri-funktionale Kompetenzzentren mit 12,5 Prozent der Fälle schon deutlich seltener auftreten. Damit bestätigt sich die aufgestellte These, dass nur in wenigen Fällen die gesamte Tochtergesellschaft als Kompetenzzentrum zu bezeichnen ist. Vielmehr sind in der überwiegenden Mehrheit der Fälle einzelne Wertschöpfungsaktivitäten oder sogar nur Teilbereiche von Wertschöpfungsaktivitäten als Kompetenzzentren - oder genauer als Kompetenzbereiche oder Kompetenzinseln - zu interpretieren.

Projekt zur deutsch-syrischen Wirtschaftszusammenarbeit

Der Lehrstuhl für Kulturgeographie hat mit der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Damaskus (Syrien) ein interkulturelles und interdisziplinäres Forschungsprojekt zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit von deutschen und syrischen Klein- und Mittelstandsunternehmen initiiert.

Die Erfahrungen deutscher Unternehmen zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit sind konträr: Während einige von Betrugsversuchen berichten, schätzen andere Unternehmensvertreter Syrer als Geschäftspartner sehr. Woher kann diese Diskrepanz kommen? Sind es wirklich kontroverse Erfahrungen, oder liegt es schlicht an der unterschiedlichen Wahrnehmung und Beurteilung verschiedener Situationen des Kooperationsalltags durch den einzelnen Akteur? Sind die Meinungsbilder auf syrischer Seite ebenfalls derart gespalten?

Diesen und der generellen Frage nach den Chancen und Risiken einer verstärkten wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen kleinen und mittelständischen Unternehmen (KMU) in Syrien und Deutschland geht das Projekt auf den Grund.

Die unterschiedlichen Schwerpunkte der beiden beteiligten Institute und deren Kompetenzen sollen in einem gemeinsamen Projektteam gebündelt werden; sie spiegeln sich auch bereits im wissenschaftlichen Rahmen der Untersuchung wider: Fragestellungen der „Institutional Economics“ werden verbunden mit Ansätzen der Interkulturellen Kommunikation. Die Konzeption des Forschungsvorhabens sieht zunächst die Analyse bestehender deutsch-syrischer Unternehmenskooperationen vor dem Hintergrund des in den letzten Jahren in Syrien stattfindenden institutionellen Wandels vor, der nahezu alle Bereiche der Wirtschaft

verändert und die Aktionsräume neu gestaltet hat.

Bereits vor einigen Jahren hat die syrische Regierung die sich ändernden weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen zur Kenntnis genommen und Anfang der 1990er Jahre begonnen, erste zaghafte Schritte in Richtung einer ökonomischen Liberalisierung und Deregulierung einzuleiten. Dieser Weg führte Syrien von einem pro forma sozialistischen Staatswesen und einer zentralisierten Planwirtschaft zu einem mehr marktwirtschaftlich orientierten System. Und obwohl in einer Welle der Euphorie Mitte der 1990er Jahre eine Vielzahl einheimischer Investoren auftrat, ehrgeizige Projektplanungen Millioneninvestitionen versprochen, beobach-

Andere Beziehungen dank gewandelter Rahmenbindungen?

teten ausländische Unternehmen, auch jene aus Deutschland, den begonnenen Wandel mit Skepsis.

Im Sommer 2000 begann das neue Staatsoberhaupt Bashar al-Assad den Kurs seines Vaters und Vorgängers weiter voranzutreiben. Hier setzt auch das Forschungsprojekt an: Hat sich der institutionelle Wandel der letzten Jahre, die Veränderung der Rahmenbedingungen, in den deutsch-syrischen Beziehungen niedergeschlagen und wenn dem so ist, in welcher Art? Existieren persistente Urteile und Stereotypen, die einer objektiven Beurteilung der Situation und damit einem verstärkten Engagement deutscher Unternehmen entgegen stehen? Oder sind syrische Produzenten und Konsumenten in ihrer Rolle als Nachfragepotential für deutsche Unternehmen schlicht eine *quantité négligable*, die keine weitere Aktivität rechtfertigt?

In einer zweiten Untersuchungsphase gilt es, die Schwachstellen zu analysieren: Welche Defizite existieren im institutionellen Rahmenwerk der Kooperation? Welche

Rolle spielen kulturspezifische Divergenzen im Rahmen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und welche Bedeutung wird ihnen von den mittelständischen Unternehmen beigemessen?

Die dritte und sicherlich schwierigste Untersuchungsphase widmet sich den Möglichkeiten für die Überwindung interkultureller Pro-

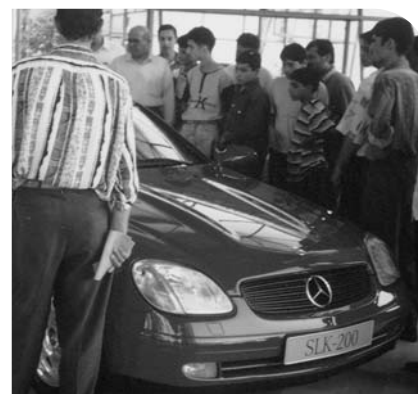
Wie können die Hemmnisse überwunden werden?

blembereiche und institutioneller Hemmnisse. Beispiele aus anderen Ländern und Kulturkreisen haben bereits des öfteren gezeigt, dass

die Kommunikation zwischen Geschäftspartnern aus unterschiedlichen Kulturkreisen durchaus mehr Schwierigkeiten macht als gemeinhin angenommen wird und den Akteuren oftmals selbst bewusst ist.

Dabei scheint das Forschungsvorhaben vor dem Hintergrund der wachsenden Bedeutung internationaler Wirtschaftszusammenarbeit, auch (und gerade) bei kleinen und mittelständischen Unternehmen, den Nerv der Zeit getroffen zu haben: So nahmen die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit das Projekt in ein von beiden Institutionen finanziertes Förderprogramm auf. Zunächst ist die Forschungskooperation mit der Universität Damaskus auf zwei Jahre angelegt.

Der Mercedes SLK lockt auf der International Fair Damascus zahlreiche Neugierige an.



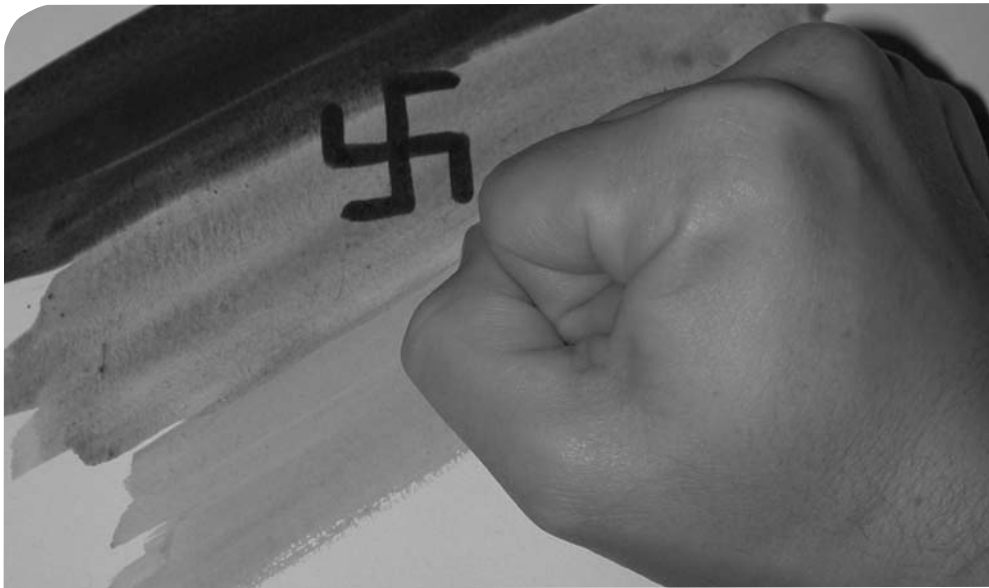
Kupferschmied in der zweitgrößten Stadt Syriens, Aleppo, bei der Arbeit.

**Hans Hopfinger
Jürgen M. Amann**

Rechtsextremismus unter Jugendlichen

Eine Studie über Einstellungen und Verhalten in Bayern

In einer breit angelegten Studie hat der Lehrstuhl für Soziologie II untersucht, in welchem Umfang bayerische Jugendliche rechtsextreme Einstellungen vertreten und wie stark Gewaltakzeptanz und Gewalttätigkeit ausgeprägt sind. Es zeigte sich, dass die meisten Jugendlichen in Bezug auf Rechtsextremismus moderate Einstellungen haben. Allerdings kann nicht behauptet werden, rechtsextreme Einstellungen sei nur Problem einiger Weniger. So sind ablehnende Haltungen gegenüber Ausländern zum Beispiel recht verbreitet.



Die Verharmlosung des Nationalsozialismus und die Ablehnung von Ausländern sind bei Schülern die offenkundigsten Ausprägungen von Rechtsextremismus.

Der 11. September hat die Aufmerksamkeit für manche grundlegende gesellschaftliche Probleme überdeckt und lässt viele andere Problemlagen in modernen Gesellschaften in den Hintergrund treten. Die Bedrohungen der Gesellschaft „von innen“ durch politischen und ideologischen Extremismus geraten leicht aus dem Blickfeld. Dabei sind Ausmaß und Ursachen des Rechtsextremismus gerade bei Jugendlichen Erscheinungen, die die Frage nach der Zukunft unserer Gesellschaft und ihres Zusammenhalts aufwerfen, die wissenschaftliche und politische Beantwortung verdienen.

Repräsentative Befragung von mehr als 5.000 Schülern

Deshalb wurde in einer breit angelegten Studie untersucht, wie verbreitet rechtsextreme Einstellungen bei Jugendlichen, die bayerische Schulen besuchen, ist. Im Frühjahr 2001 wurden dazu etwas mehr als 5.000 Schüler an allgemeinbildenden

und beruflichen Schulen zu ihren Einstellungen und Verhaltensweisen schriftlich beziehungsweise per Internet befragt. Der Rücklauf beträgt etwa 85 Prozent). Die Stichprobe ist repräsentativ für die Schüler an allgemeinbildenden und beruflichen Schulen in Bayern ab der 8. Klasse.

In der Untersuchung wurden sieben klassische Dimensionen des Rechtsextremismus gemessen: Ethnozentrismus, zwei Versionen von Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, eine verharmlosende Haltung zum Nationalsozialismus, eine gegen einzelne gesellschaftliche Gruppen gewandte Ideologie der Ungleichheit (Kranke, Schwache, Homosexuelle usw.) und eine gegen Frauen gerichtete Ablehnung. Zudem wurde die Gewaltakzeptanz der Jugendlichen und ihre Gewalttätigkeit erhoben. Auf diese Weise sind wir zu einem umfassenden Bild des Rechtsextremismus gelangt. Die Ergebnisse sind in Form von Indizes dargestellt, die alle einen Wertebereich von 0 (=

kein Rechtsextremismus) bis 10 (= starker Rechtsextremismus) besitzen. Somit kann man die einzelnen Dimensionen des Rechtsextremismus direkt vergleichen (vgl. Tabelle auf folgenden Seite oben).

Die Daten zeigen, dass die Jugendlichen in der überwiegenden Mehrzahl nur in moderatem Umfang rechtsextreme Einstellungen haben; die meisten liegen unterhalb

Verharmlosung des Nationalsozialismus recht verbreitet

der Hälfte des Maximalwertes. Andererseits können wir aber auch nicht von einer Dichotomie sprechen, wonach die Masse keine und einige Wenige starke rechtsextreme Einstellungen aufweisen würden. Da es keinen absoluten Maßstab für die Bewertung rechtsextremer Einstellungen gibt, vergleichen wir die einzelnen Rechtsextremismus-Dimensionen miteinander: Am stärksten ausgeprägt (durchschnittlich 4,6 von 10 Indexpunkten) sind ablehnende Einstellungen gegenüber Ausländern, die auf scheinbar „rationalen“ Gründen beruhen („Die Ausländer nehmen und die Arbeitsplätze weg“ usw.). Eine eher emotional gefärbte Ablehnung von Ausländern („Ich kann Ausländer grundsätzlich nicht leiden“ usw.) wird dagegen im Durchschnitt weniger stark vertreten (2,9 Indexpunkte). Ähnliches gilt für den Antisemitismus mit 3,2 Indexpunkten. Erstaunlich ist aber, dass eine verharmlosende Haltung zum Nationalsozialismus und eine kritische Sicht zur Aufklärung über die Gräueltaten im Dritten Reich mit 4,7 relativ stark ausgeprägt ist. Eine allgemeine Ideologie der Ungleichheit gegenüber gesellschaftlichen

Randgruppen fällt dagegen relativ schwächer aus (3,5).

Auffällig ist die geringe Verbreitung der Gewalttätigkeit bei den Jugendlichen (1,1 Indexpunkte); ein Befund, der sich mit unseren früheren Untersuchungen zur Gewalt an Schulen (Fuchs/Lamnek/Luedtke 2001) deckt, wonach nur ein kleiner, „harter Kern“ der Schüler in Bayern verletzende physische Gewalt anwendet. Im Kontext unserer Rechtsextremismus-Untersuchung bestätigt sich nun, dass die rechtsextremen Einstellungen nur bei einem kleinen Teil der Schüler mit Gewalttätigkeiten einhergehen.

Die eingehendere Analyse zeigt, dass sich die rechtsextremen Einstellungen nicht in einem geschlos-

**Typisch ist ein Rechts-
extremismus ohne Ideologie**

senen, ideologisch fundierten Syndrom darstellen. Vielmehr werden von der überwiegenden Mehrzahl der Schüler nur je einzelne Versatzstücke betont, weshalb es sich eher um einen „Rechtsextremismus ohne Ideologie“ handelt. Der Kreis der Jugendlichen, die bei allen

gen, dass die Intensität des Kontakts zu Ausländern mit den Niveau des Rechtsextremismus korreliert: Je weniger Kontakt die Befragten zu Ausländern haben, desto stärker ist der Rechtsextremismus ausgeprägt (vgl. Abbildung unten). Das Alter hat hingegen keinen deutlichen Einfluss. Es handelt sich also weder um eine eindeutig jugendphasenspezifische Erscheinung noch um ein Phänomen, das erst mit zunehmendem Alter in Erscheinung treten würde.

ungen in der Familie als Ursachen (Hopf) konzentrieren. Bisher fehlt jedoch eine komparative Überprüfung der einzelnen Theorien und der verschiedenen Dimensionen von Rechtsextremismus.

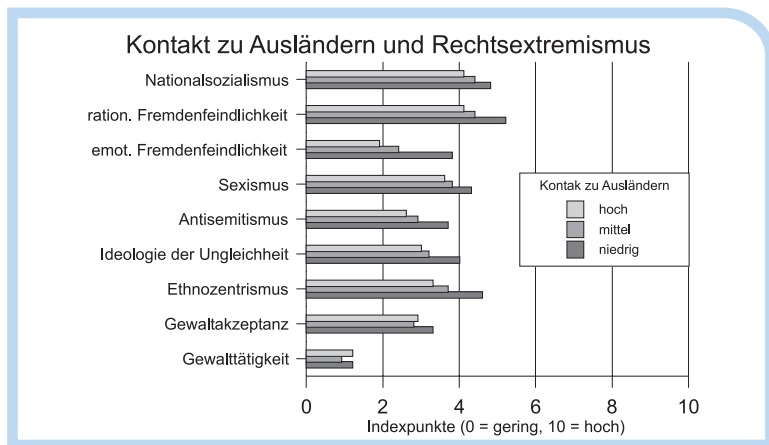
**Warnung vor undifferenziertem
Begriff von Rechtsextremismus**

Unter Rekurs auf die in der Literatur vorhandenen Instrumente haben wir den Einfluss dieser Erklärungsfaktoren auf die Dimensionen des Rechtsextremismus überprüft. Die Erklärungskraft der einzelnen Ursachen in Bezug auf die einzelnen Dimensionen des Rechtsextremismus fällt sehr heterogen aus und keiner der Faktoren kann einen dominanten Erklärungsanspruch für alle Bereiche reklamieren. Für die Fachdiskussion leiten wir daraus eine Warnung vor einem undifferenzierten Umgang mit dem Rechtsextremismus-Begriff ab: Wir sollten uns vom Rechtsextremismus als einer „catch-all-Kategorie“ verabschieden und uns bei der Analyse und Erklärung dieses Phänomenbereichs wieder stärker auf die Einzeldimensionen (Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus usw.) konzentrieren. Rechtsextremismus ist zu komplex und zu heterogen, als dass man ihn mit einheitlichen Theoriekonzept erfassen könnte. Ein zusammenfassender Forschungsbericht wird Ende 2002 erscheinen.

**Marek Fuchs
Siegfried Lamnek**

Dimensionen des
Rechtsextremismus
(gruppierte Indizes in
Prozent und Mittel-
werte).

Index	Indexwert					Mittelwert
	0 und 1	2 und 3	4 bis 6	7 und 8	9 und 10	
Ideologie der Ungleichheit	16	36	43	3	1	3,5
Sexismus	8	36	48	8	1	4,0
Ethnozentrismus	10	35	47	7	2	3,9
Pseudo-rationale Fremdenfeindlichkeit	5	22	60	10	3	4,6
Emotionale Fremdenfeindlichkeit	34	33	25	5	4	2,9
Antisemitismus	26	34	32	5	2	3,2
Haltung zum Nationalsozialismus	4	20	64	11	2	4,7
Gewaltakzeptanz	29	35	27	6	3	3,1
Gewalttätigkeit	78	11	8	1	2	1,1



gemessenen Rechtsextremismus-Dimensionen hohe Werte aufweisen liegt je nach definitorischer Abgrenzung zwischen 0,5 und 3 Prozent.

Die Differenzierung nach Geschlecht, Alter und Bildungsniveau bringt die erwartbaren Befunde: Rechtsextreme Einstellungen sind ein Phänomen der männlichen Jugendlichen und jungen Männer mit geringem Bildungsstand. Weiter lässt sich zei-

Dies wirft die Frage nach Ursachen und Entstehungsbedingungen von Rechtsextremismus auf: Anomietheoretische Ansätze (Hoffmann-Lange) und solche mit individualisierungstheoretischem Hintergrund (Heitmeyer) stehen neben solchen, die auf der Autoritarismustheorie (Adorno) beruhen und konkurrieren mit Exklusionstheorien (Scherr), sozialisationstheoretischen Ansätzen (Silbereisen) und solchen, die sich auf Gewalterfahr-

Montessori für Religionspädagogen?

Eine kritische Anfrage

Dass das Thema Montessori „in“ ist, wird spätestens bei einem Blick in einschlägige Bücherregale größerer Buchhandlungen deutlich. Nicht zuletzt ist zunehmend das Bestreben erkennbar, Montessori für die Religionspädagogik nutzbar zu machen. Ergeben sich hier nun fruchtbare Anregungen, Intensivierung, ja eine willkommene Hilfe in der Mühsal des Alltags von Religionspädagogen? Oder eröffnet sich hier ein weiteres Mal das Tor zu einer erfolversprechenden Scheinlösung? Montessori und Religionspädagogik - passt das wirklich zusammen?



Die Bilder zu diesem Artikel geben Eindrücke aus dem Montessori-Kindergarten in Eichstätt wider

Diese Frage ergibt sich für den nachdenklichen Pädagogen ganz von selber und wird brisant an Montessoris eigener Bemerkung, mit der sie ihr religionspädagogisches Engagement kennzeichnet: „Schon vor mehreren Jahren haben wir versucht, den Geist unserer Methode auf die religiöse Erziehung anzuwenden.“ (Oswald 1995. 45).

Was ist nun dieser „Geist unserer Methode“? Dass es dabei für Pädagogen grundlegend um Fragen der Anthropologie gehen muss, ergibt sich aus der Systematik und dem wissenschaftlichen Anspruch des Faches. Erst nach einer gründlichen Reflexion der Prämissen lassen sich Annahme oder Ablehnung von Methoden begründen, soll denn von einer reflektierten und wissenschaftlich verantworteten Pädagogik überhaupt noch die Rede sein und nicht vielmehr nur von einer „tumultuarischen“ An-

sammlung anscheinend funktionierender Elemente, deren Unreflektiertheit sich wohl kaum mit der Verantwortung von Lehrern und Erziehern verträgt.

Die vorgängig für alle methodischen Überlegungen notwendige und häufig leider ausfallende Reflexion ist die Analyse des Menschenbildes, das der Montessori-

Christliches Menschenbild unterscheidet sich von Montessoris Bild

Pädagogik zugrunde liegt. Hier aber zeigen sich gravierende Diskrepanzen zwischen einem Menschenbild, das von christlichen Prämissen der Geschöpflichkeit, Ebenbildlichkeit und Personalität ausgeht und dem theosophisch-positivistischen Verständnis Maria Montessoris.

Das Kind ist für die italienische Dottoressa ein „geistiger Embryo“, der eine ganz bestimmte Funktion

hat. Diese Funktion besteht darin, dass es als Inkarnation des „Göttlichen Geistes“ dessen Führung es unbedingt unterliegt, die Vervollkommnung und Perfektion von Welt und Menschheit realisieren soll. Das Neugeborene ist daher ein „Friedensapostel“ und ein wiedergekehrter Messias, der genau die Funktion erfüllt, die bereits Christus, Buddha, Sokrates innehatten. Konsequenz spricht Maria Montessori auch nie von den Kindern - was die Anerkennung von Individualität, Personalität, eigenen Entscheidungen etc. implizieren würde - sondern sie spricht immer von dem KIND im Singular. Denn alle Kinder haben die gleiche Funktion - sind Repräsentanten des

Die Erwachsenen verbiegen die Seele des Kindes

„einen“ Kindes, das durch den gleichen Weltgeist in logischen Direktiven zu einem vollkommenen Wesen heranreift. Diese Direktiven sind wie ein innerer Bauplan dem Kind eingeschrieben und auf keine Weise zu verändern. Im günstigsten Fall kann der Erwachsene, indem er sich aus der Erziehung völlig heraushält, diesem die Leitung überlassen. Im negativen und nach Montessoris Beobachtung dem alltäglichen Fall, verbiegt und verformt der Erwachsene durch Erziehung die Seele des Kindes, das dann als deviantes Kind schüchtern, phantasievoll, lebhaft, ängstlich, verlogen, unordentlich oder quengelig wird. Das alles sind von Montessori benannte Abweichungen, die nicht der normalen, der richtigen Entwicklung des Kindes entsprechen. Normal ist für Montessori nicht ein

quantitativer, sondern ein qualitativer, ja ein normativer Begriff, der gelungene Reifungsprozesse charakterisiert. Diese verlaufen über vom inneren Bauplan festgelegte Stufen in „sensiblen Phasen“ und bringen das eine Kind hervor, den inkarnierten Geist. „Es hat sich die interessante Tatsache ergeben, daß

Arbeit: Ein angeborener Trieb?

das Kind, welche Eigenschaften es auch immer hatte und wie verschieden sie auch waren, sich in einen einzigen Typ umwandelte“ (Böhm. 1965. 34) - in den des normalisierten Kindes. Diese Kinder sind ruhig, selbstbeherrscht, diszipliniert und vor allem arbeitsam.

Nicht Spiel, sondern Arbeit ist ein dem Kind angeborener Trieb, die gleich einem Drang, Montessori nennt ihn auch *hormé*, unabhängig vom Willen geschweige denn Wahl und Entscheidung das Kind treiben, sich dem inneren Bauplan gemäß zu entwickeln. „Die Natur hat als Werkzeug die unbewussten Kräfte und sie bedient sich der bewussten nur, um das Interesse des Kindes zu lenken.“ (DAS

Entscheidung und Verantwortung fallen aus Montessoris System

KIND, 28, 8). Freiheit bedeutet für Montessori, dass die *hormé*, dieser Drang, sich ungestört entfalten kann, zunächst unbewusst, dann durch die Interessen und Neigungen des Heranwachsenden hindurch. Montessoris Konzept ist nicht an demokratischen Modellen orientiert, sondern an evolutionsbiologischen Konzepten des 19. Jahrhunderts.

Nirgends in ihren Schriften findet sich eine Andeutung, dass es um Wahl und Entscheidung, um Verantwortung oder personale wirkliche Freiheit geht - weder im Prozess des Wachstums selber noch in der angepeilten Zielperspektive. Diese Begriffe fallen ganz aus ihrem System heraus, denn - hier ist sie konsequent - die Natur und der Geist „wissen“, sind unfehlbar in ihren Wachstumsprozessen, denen sich der Erwachsene bedingungslos

und, wie sie sagt, „demütig“ und „dienend“ zu unterwerfen hat. Andernfalls wird er zum „Kerkermeister“, „Gefängniswärter“, zum „Angeklagten“, „Pilatus“, ja zum „Antichristen“. Ein dauernder Kampf bestimmt das Verhältnis von Kind und Erwachsenen, solange nicht endlich dieser das Feld räumt und dem „natürlichen Wachstum“ das Feld überlässt.

So wie das Kind eine Funktion hat, so hatte sie auch Christus. In ihren religionspädagogischen Schriften wird das zum Greifen deutlich. Niemals geht es um Nachfolge

Jedes Kind ein Messias?

Jesu, doch wohl ein Kernbegriff christlicher Lebensauffassung, um Engagement in Solidarität und Nächstenliebe in einer Gemeinde, um eine persönliche Beziehung, um Glauben im theologischen Sinne, sondern die Anregungen Montessoris beschränken sich auf Kulthandlungen oder ihr als psychisch hilfreich und ihre Methode förderlich erscheinende biblische Geschichten wie die vom Guten Hirten. Daher kann sie mit großer Unbekümmertheit von dem Kind als „Heiland“, „Messias“, sprechen, ja vom leidenden „*Ecce homo*“ in einer Welt der Erwachsenen, die sich der Sendung des Kindes nicht bewusst ist. Denn es geht weder um die Person des Kindes selber noch um die Christi, sondern um die Position DES KINDES im Weltendrama, exemplarisch gezeigt am „*drama mistico*“.

Durch den inneren Bauplan drängt die idealistisch überhöhte Natur das Kind, geistig, seelisch und körperlich zu wachsen indem es tut, was es nach Montessori tun soll - sich entsprechend der sensiblen

Erziehung als Uniformierung

Perioden normal zu entwickeln. Dies kann es am ehesten durch die mit dem Material das Montessori maßgeblich von Itard und Séguin, zwei französischen Ärzten bzw. Psychiatern, übernommen hat. Dann ist Erziehung Normalisation, „oder krasser ausgedrückt: eine

Normierung und Uniformierung.“ (Hofer. 2001.132) Der bekannte und meist in einem ganz anderen Sinn verstandene Ruf: „Hilf mir, es selbst zu tun“ entspricht der Forderung einer Zurücksetzung des

Montessori fordert Gehorsam, den Pädagogen nicht mehr wollen

Erwachsenen und dem als unbedingt verpflichtenden Drang identifizierten Gesetz, die Umgebung vollkommen in sich aufzunehmen, aufzusaugen, ja zu absorbieren. Wachstum und Entwicklung sind gleich einem chemischen oder physikalischen Assimilationsprozeß und damit abhängig von der Umgebung. Das ist das Gesetz der Normalisation, ihm muss unbedingt gehorcht werden. „Der Gehorsam entwickelte sich über verschiedene Stufen der Vervollkommnung zu einem ‚freudigen Gehorsam, einem Verlangen, zu gehorchen, ähnlich dem der Hun-



de, die springen, einen Gegenstand wiederholen, den ihr Herr weit fortgeworfen hat.“ (Montessori. 1966. 42) Welcher Pädagoge von heute will wirklich allen Erntes einen solchen Gehorsam? Für Montessori ist das kein Problem, denn dieser Gehorsam gilt einer Gesetzmäßigkeit, die absolut, gut und göttlich ist.

Nach ihrem langjährigen Indienaufenthalt im theosophischen Zentrum in Adyar nehmen die entsprechenden Aussagen von ihr an Deutlichkeit sehr zu. Ihre Pädagogik beantwortet eschatologische Hoffnungen, ja, sie vermittelt ein Wissen, das „in uns die Hoffnung



Montessori: Gott hat dem Kind eine eigene Natur gegeben und so Gesetze für die Entwicklung des Kindes vorgelegt

[erweckt], dass die Erziehung das wirksamste Instrument sein kann, die Einheit der Menschheit zu realisieren Auf dieser Basis können wir den von den Menschen ersehnten Weltfrieden herstellen. Deshalb sehen wir in dem Neugeborenen den Friedensapostel.“ (DAS KIND, 26,12) Die Hypostasierung des Kindes als dem „ewigen Messias, der immer wieder unter die gefallene Menschheit zurück-

Montessorigesellschaften: meist nur methodische Fragen im Blick

kehrt, um sie ins Himmelreich zu führen“ (Böhm. 1996.55) ist dann durchaus verständlich und beweist, dass sie wirklich ein konzises System entwickelt hat, das bereits von seinen Grundlagen her stimmig ist. Das Kind ist gut - ist vollkommen, denn „Gott hat dem Kind eine eigene Natur gegeben, und er hat dadurch bestimmte Entwicklungsgesetze festgelegt sowohl für das leibliche wie für das seelische Leben. Wer also verantwortlich ist für die normale Entwicklung, muß diesen Gesetzen folgen.“ (Montessori. 1964. 235)

Statt wirklich ihre Schriften zu lesen und sich auf ihr Denken ein-

Nicht nur eine Methode, sondern eine ganze Theorie entwickelt

zulassen, entstanden überall - damals wie heute - Kinderhäuser und Montessorigesellschaften, die sich auf methodische Fragen, auf Material und Anwendungen beschränkten. Es mag nicht zuletzt auch durch die eifrige Kurstätigkeit der Dottressa selber gefördert worden sein, in der es vor allem darum ging, ihre Anweisungen in eigenen Handbooks nachzubasteln und umzusetzen.

Dennoch beklagt sie in einem ihrer letzten Vorträge dieses Unverständnis ihres Systems mit den Worten: „Non hanno capito niente!“ (Böhm. 1996. 122) Denn es ging ihr offensichtlich eben nicht nur um eine Methode - an einigen Stellen wendet sie sich ausdrücklich dagegen, eine „Methode“ entwickelt zu haben, da sie ja doch viel mehr gezeigt habe - sondern eben um ein ganzes System, eine Theorie. „Wenn die Wissenschaft einmal in die Schule Einzug gehal-

ten“ haben wird, so ist ihre Vision, dann würde sich „etwas ganz Außerordentliches ereignen, ähnlich einem gewaltigen Blitz, der mit seinem Feuerglanz die ganze Welt erhellen würde. Das Feuer des Geistes verbreitet sich viel rasanter als die Elektrizität, und es braucht keine verdrahteten Leitungen, um von Seele zu Seele überzuspringen“ (Böhm 1996.8) - dann ist Montessoris Anliegen verstanden - aber ist

Montessoris Prämissen wurden widerstandslos aufgenommen

das dann noch Pädagogik, oder nicht vielmehr schon eine Weltanschauung mit religiösem Impetus? Es mag eigentlich verwundern, dass von den christlichen Kirchen, die doch beide über Jahrhunderte hinweg sich ausgiebig mit pelagianischen Positionen herumgeplagt hatten - dass diese für die Montessori-Pädagogik fundamentalen Prämissen so widerstandslos, ja teilweise begeistert aufgenommen wurden. Auch ohne Montessori haben findige Religionspädagogen Puzzles, Stilleübungen, sinnliche Erfahrungsfelder entwickelt. In dieser Hinsicht „funktionieren“

Theoretischer Überbau Problem der Montessori-Pädagogik

auch viele der Materialien, die unter dem Signum „Montessori“ zu klingender Münze verkauft werden ohne Zweifel. Sie aber wollte mehr - insofern ist die Klage Montessoris, die sie gegen Ende erhebt, verständlich, wenn sie sagte: „Non hanno capito niente!“, denn das eigentliche Anliegen und damit „das Problem der Montessori-Pädagogik liegt im theoretischen Überbau und in der Begründung des Ansatzes“ (Hofer.2001. 145). Damit aber sei auch die eingestandenermaßen sehr mit Zweifeln behaftete Frage ausdrücklich gestellt, ob denn das, was sie wollte und was sie Zeit ihres Lebens mit ungeheurer Verve verkündigte, ja predigte, dem christlichen Religionsunterricht wirklich kompatibel ist.

Beate Klepper

Das Kind lieben oder das Kind konstruieren?

Essay: Mit Janusz Korczak nachdenken über die Erziehung

Das Nachdenken über Erziehung steht vor neuen Herausforderungen. Diese sind vielleicht größer als alle vorherigen. Schon immer ist die Pädagogik am Projekt „Erfindung des Menschen“ beteiligt. Was soll dieser Mensch, was soll der Mensch werden? Und wie kann dieses Werden geschehen? Manchmal leistet es sich die Pädagogik auch, diese Reflexion auf so seltsame Aspekte wie „Liebe“ auszudehnen. Sie hat dabei stets die Antipoden Zwang und Freiheit zu bedenken. Was soll dieser Mensch, was soll der Mensch werden? Und wie kann dieses Werden geschehen?

- Simon Lang gewidmet -

Unsere Gegenwart zeitigt wissenschaftliche Entwicklungen, die diese Frage verändern. Genforschung und Biotechnologie führen uns zur Frage: Wie kann der Mensch gemacht werden? Das pädagogisch schwerwiegende Problem der Freiheit spielt nur noch auf der Seite der Macher eine Rolle. Es geht um die Handlungsfreiheit der Macher. Und so sind wir auf bestem Wege uns zu fragen, wie soll der Mensch gemacht sein?

Es ist daher der rechte Moment, uns die Frage nach der Freiheit des Anderen, des Kindes, erneut zu stellen. Erst dann kann etwas vermeintlich Selbstverständliches für die begleitete menschliche Entwicklung überhaupt in den Blick kommen, Liebe, ein Begriff, der in den Debatten um pränatale Diagnostik, freie Wahl der Augenfarbe oder hohe Intelligenzdisposition nicht mehr Platz greift: Liebe.

Zweifel, die Aufklärung fordern

„Wie man ein Kind lieben soll?“ kann und muss sich derjenige fragen, der die Freiheit und Unabhängigkeit der anderen Person, des Gegenüber, voraussetzt. Kann darüber überhaupt wissenschaftlich nachgedacht oder geredet werden? „Ich ahne viele Fragen, die auf Antwort warten,“ schreibt Janusz Korczak am Beginn seines Werkes „Wie liebt man ein Kind“, „Zweifel, die Aufklärung fordern.“ Und er antwortet: „Ich weiß nicht“ ... „Ich weiß nicht wie und kann nicht wissen, wie mir unbekannte Eltern unter unbekanntem Bedingungen ein mir unbekanntes Kind erziehen können - ich betone - können, nicht

- wollen, und auch nicht - sollen.“ Die heutige Machbarkeitsvermutung und Zielsetzung der Machbarkeit könnte den Rahmen für die

Machbarkeitsdenken wird auch für die Pädagogik zum Prüfstein

Herausforderung der neuen Zeit abstecken. Dies wird die Pädagogik unmittelbar treffen. Der Auftrag wird lauten: zuverlässige Produktion optimaler Exemplare. Die Pädagogik wird ihr Unvermögen, verlässliche Produktionsbedingungen zu garantieren, nur schlecht kaschieren können. Die Gentechnik wird gute Angebote machen. Vielleicht kann sie das nicht sofort und nicht umfangreich. Doch wenigstens das Modell des Machbarkeitsdenkens wird sich ausbreiten und zum Prüfstein werden - auch für die Pädagogik.

Bundespräsident Rau hat in seiner Berliner Rede festgestellt, solche Vorstellungen hätten sich durchaus schon verbreitet. „Die Optimierung zum Stärksten und Besten wird zu einer selbstverständlichen Vorstellung“.

So gerät der Gedanke, dass ich über den anderen nicht verfügen kann, mehr und mehr zum romantisch, naiven Konservativismus. Unverfügbarkeit resultiert nicht mehr aus unseren technischen Grenzen. Sie ist immer mehr eine Frage der Entscheidung. Schnell sind dann Verändern und Machen mit Fortschritt und Bewahren oder Stillhalten mit Stagnation bewertet. Und wer will sich schon auf die Seite der Fortschrittsbremsen stellen?

Bisher gehörte der Gedanke, der Mensch könne den Menschen machen, in das Reich der Phantasie oder der Utopie. Sind wir also in



einer neuen Situation? Eigentlich nicht.

Wir sollten bedenken, dass die Utopie der Machbarkeit auch in einer langen pädagogischen Tradition steht. Im reformpädagogischen Denken ist die Vorstellung von der Vervollkommnung der Menschheit gut verankert. Sie ist eine Utopie - genauer die Utopie der Machbarkeit. Wie jede Utopie führt sie in ihrer Konsequenz nach „Utopia“, wo sich die Wege perfekter Pädagogik und perfekter Politik kreuzen und der perfekte Mensch herrscht. Schon früher schlich sich die Utopie der Machbarkeit - im Mantel der Wissenschaft verhüllt - in die Pädagogik ein und versteckt sich recht geschickt in einer „Pädagogik vom Kinde aus“. Das Beste für das Kind! Die besten Voraussetzungen! Die besten Kinder! Dies erinnert auch sehr an die Argumente der

Die Fotos zu diesem Artikel entstanden bei einem Projekt zwischen KU, Gesundheitsamt und der Grundschule St. Walburg in Eichstätt, bei dem es - basierend auf den Ideen von Hugo Kükelhaus - um die Sensibilisierung der Erfahrungsmöglichkeiten der Kinder ging.

Gentechniker!

Die Reformer in der Pädagogik vom 18. bis zum 20. Jahrhundert begannen eine Pädagogik vom Kinde aus zu denken und gleichzeitig entwickelten sie dabei Utopien einer verbesserten Gesellschaft der Erwachsenen. Innerhalb jener reformerischen Konstruktion wird aber die Utopie nicht durch die



Kinder entworfen. Sie sind vielmehr als Potenziale zur selbsttätigen Entwicklung der Utopien definiert. Den Kindern wird ein reformerischer Überschuss gegenüber der Gegenwart zugeschrieben. Wenn man die Kinder von den verderbten Einflüssen der Erwachsenenwelt fernhielt - so die Überzeugung der Reformpädagogen - werden sie die bessere Zukunft realisieren. Das ist bei Rousseau 1762 ganz im Sinne der Aufklärung gedacht und doch noch theologisch begründet:

„Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Urhebers der Dinge kommt; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land, die Erzeugnisse eines anderen zu tragen. ... Er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven. Er kehrt alles um, er verunstaltet alles. ... Er will nichts so, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menschen.“

Dieser letzte Satz enthält das Ziel für die Erziehung: „Es ist die Natur selbst; das ist bewiesen worden.“

sagt Rousseau. Damit weicht die Bescheidenheit des Erziehers gegenüber der Natur dann doch seinem Machtanspruch. Es geht fortan darum, das eigentliche Ziel zu verwirklichen. Die passende Methode, das wissen wir, nennt Rousseau „indirekte Erziehung“. Die kindliche Selbstentwicklung wird durch ein Erziehungsarrangement abgesichert. Das Kind hat, mittels der Methode, dem Ziel zur Verwirklichung zu dienen. Das Ziel bestimmt die Maßstäbe. Und so kann sich Rousseau ausdrücklich und mit gutem Gewissen auf gesunde, starke ‚Kinder-Exemplare‘ beschränken - nur sie dienen ausichtsreich dem Ziel der Höherentwicklung der Menschheit. Nur bei ihnen rentiert sich für Rousseau der Einsatz.

Es wäre nun möglich, diesen Gedanken über Kant, Schiller, auch Herbart und Schleiermacher bis zur Reformpädagogik kritisch zu prüfen. Denn dort setzt er sich fort. Das Kind wird zum selbsttätigen Material im Entwicklungsprozess zur vollkommenen Menschheit. Um 1900 ist dann bei einflussreichen Autoren aus Rousseaus vermeintlich vernünftiger Selektion eine naturgemäße Eugenik geworden. Auf der Basis des neuen naturwissenschaftlichen Wissens hat die Pädagogik der biologisch und geistig-sozialen Vervollkommnung zu dienen.

Pädagogik wird instrumentalisiert

„Ich ...bin überzeugt...“, schreibt Ellen Key in ihrer berühmten Programmschrift „Jahrhundert des Kindes“, „...dass alles nur in dem Maße anders wird, in dem die Menschennatur sich umwandelt...“. Und damit sind wir bei den Argumenten unserer gentechnologischen Gegenwart angekommen:

„Wer heute erklärt, das ‚die Menschennatur sich immer gleich bleibt‘ (...) verrät dadurch, dass er auf derselben Höhe der Reflexion steht wie z.B. ein Ichthyosaurus der Juraperiode, der vermutlich auch nicht den Menschen als Zukunftsmöglichkeit ahnte!“ (Key)

Die Utopie der Machbarkeit des

Menschen also ist alt, und sie hat sich nur durch ihre technologische Umsetzung geändert. Ellen Key dachte noch daran, über viele Generationenabfolgen das Erbgut auszulesen. Heute kann man an die individuelle Auslese der Anlagen eines Individuums herangehen.

Keys Gedanken zeugen von der Instrumentalisierung der Pädagogik vom Kinde aus - zugunsten einer Utopie der Menschengestaltung. Halten wir fest: Das Eine ist: Für

Utopie der Machbarkeit in der Pädagogik: Verantwortungsfrage

die Praxis muss die Perspektive des Kindes eingenommen werden.

Das andere ist: Die reformpädagogische Theorie weiß, wohin das führen soll beziehungsweise muss: in eine bessere Welt der Erwachsenen.

Das gewünschte Ziel oder die Vorstellung der weiteren geschichtlichen Entwicklung wird der kindlichen Kritik entzogen. Ihre Entwicklung ist Mittel zum Zweck. Und nicht nur die jeweils heutigen Kinder sind dadurch festgelegt, auch die künftigen Generationen von Erwachsenen sind auf die gewählte Zielsetzung eingeschränkt.

Man sollte diesen utopischen Gesichtspunkt innerhalb der Pädagogik hervorheben. Wenn innerhalb der Pädagogik eine Utopie der Machbarkeit verankert ist, stellt uns das spätestens heute vor ein politisches Verantwortungsproblem. Wir sollten dann noch daran denken, dass Utopien stets ein zumindest fragwürdiges Verhältnis zur Demokratie entwickeln. Die Erziehungssysteme in Utopia sind durchweg totalitär. Sie wollen und müssen die Freiheit einschränken. Wir müssen im Interesse der Freiheit jeder Utopie der Machbarkeit mit höchster Vorsicht begegnen.

Die Warnung des Ehrendoktors unserer Universität, Karl Popper, vor den Feinden der Offenen Gesellschaft ist heute in neuer Form aktuell. Er hatte seinen Kritischen Rationalismus in politischer Konsequenz, als Kampfansage gegen alle Utopie formuliert. Er entlarvte den zwingenden Maßstab utopischer

Zielsetzungen als Gefahr für Freiheit und Demokratie. Hier kann eine Parallele zu Janusz Korczak gesehen werden.

Wie also könnte eine Erziehung in und zu der offenen Gesellschaft aussehen? Gerade die Pädagogik sollte sich das fragen und dabei auch in ihrem Erfahrungsschatz

Die Kinder im Waisenhaus werden zu Gestaltern

nach Anregungen suchen. Welche Anregungen kann uns heute Janusz Korczak geben?

Der Theoretiker Korczak will stets Sorge dafür tragen, dass die Praxis ihn in pädagogische Handlung zwingt: „Der Baumeister ist verpflichtet, den Leiter der Anstalt so unterzubringen, dass er zugleich Erzieher sein muß, dass er ein Kind nicht nur dann sieht und hört, wenn es in sein Büro gerufen wird.“ Dies ist mehr als nur eine typische oder gar naive Vorstellung von Korczak. Sie steht für ein sehr kritisch und wissenschaftlich reflektiertes Konzept, das die Vorrangigkeit der Praxis gesichert sehen will. Schließlich gelingt es ihm, die Kinder als Gestalter des gemeinsamen Lebens im Waisenhaus zu etablieren:

„Das Aufbaujahr endete mit unserem Triumph. - Eine Wirtschaftlerin, eine Erzieherin, ein Hausmeister und eine Köchin - für hundert Kinder. Wir hatten uns unabhängig von irgendeinem x-beliebigen Personal und dessen Tyrannei im ehemaligen Heim gemacht. Hausherr, Mitarbeiter und Leiter des Hauses wurde - das Kind. - Alles, was im folgenden beschrieben wird, ist das Werk der Kinder, nicht unseres.“

Was dann im folgenden von Korczak beschrieben wird, sind die berühmten Institutionen des Waisenhauses: Eine Tafel, Briefkasten und anderes. Im Mittelpunkt der Gesamtkonzeption jedoch steht das Gesetzbuch des Kameradschaftsgerichtes und das Gericht für die Kinder selbst. Der Kodex ist getragen von der pädagogischen Intention dieses Janusz Korczak. Es muss dick unterstrichen werden, dass das Gericht nicht das Recht

der Gemeinschaft durchsetzt, sondern das Recht des einzelnen Kindes zur Geltung bringt und zugleich überhaupt erst entwickelt. Es ist eine Produktionsstätte der Selbstentwicklung. Die Notwendigkeit ein Gericht einzurichten ergibt sich dadurch, so heißt es, dass die Menschen fehlerhaft sind und vor allem im Zusammenleben mit ‚anderen zu schlimmen Taten fähig sind. So gilt es den Schwächeren vor dem Stärkeren zu schützen, den Fleißigen gegen den Faulen und so weiter‘. Bei Korczak wird das

Das Recht des Einzelnen auf eigene Entwicklung wahren

Gericht nicht zum Instrument der indirekten Erziehung, kein Mittel zum Zweck der freiwilligen Unterordnung. Korczaks Gericht will das Recht des Einzelnen auf seine eigene Entwicklung wahren und (re)sozialisieren in eine Gemeinschaft des Verzeihens:

„Wenn jemand etwas Böses getan hat, ist es am besten, man verzeiht ihm und wartet, bis er sich bessert. ... Das Gericht ist nicht die Gerechtigkeit, aber es soll nach Gerechtigkeit streben; das Gericht ist nicht die Wahrheit, aber es möchte die Wahrheit finden“, so Janusz Korczak.

Durch drei wichtige Ergänzungen vollzieht er die eigentliche kopernikanische Wende im Erziehungsprozess und in seiner Theorie:

- „1. Wer mit seinem Urteil unzufrieden ist, hat das Recht, nach einem Monat Berufung einzulegen.
2. Bestimmte Fälle verweist das Gericht an den Gerichtsrat.
3. Kinder haben das Recht, auch Erwachsene, auch das Personal vor Gericht zu bringen.“

Nunmehr ist alles gültig für alle. Auch die Erwachsenen ‚sozialisieren‘ sich durch das Gericht. Es herrscht Gleichheit vor dem Gesetz. Die pädagogische Liebe zu den Kindern wird in die Schranken der Institutionen verwiesen. Hinwendung und Distanzierung stehen nebeneinander. Die Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen wird nicht aufgehoben, sondern ist konstitutiv für den Erziehungs-



prozess. Aus der Verschiedenheit wird keine willkürliche Handlungsfreiheit mehr ableitbar. Korczaks pädagogische Revolution heißt: Rechtstaatlichkeit und Demokratie. Er selbst wird zum „Konstitutionellen Pädagogen“, „der den Kindern nicht deshalb kein Unrecht zufügt, weil er sie gern hat oder liebt, sondern deshalb, weil es eine Institution gibt, die sie vor Ungerechtigkeit, Willkür und Despotismus des Erziehers schützt.“

JANUSZ KORCZAK

Janusz Korczak gilt als einer der wichtigsten Erzieher, der Menschlichkeit und die Rechte der Kinder in den Vordergrund seiner Arbeit stellte. 1878 als Henryk Goldszmit in Warschau geboren, erhielt er bereits mit 20 Jahren einen Literaturpreis und nahm das Pseudonym Korczak an. Nach dem Medizinstudium arbeitete er als Arzt und Schriftsteller. Seine Energie galt zunächst verletzten Soldaten und dann besonders den Kindern - in Krankenhäusern, in Sommer-Camps, einem Waisenhaus. In der praktischen Arbeit entwickelte Korczak seine pädagogischen Leitlinien. Mit 192 jüdischen Waisenkindern und sieben Mitarbeitern wurde Korczak 1942 aus dem Warschauer Ghetto ins Konzentrationslager Treblinka deportiert und ermordet.

An dieser Stelle ist Korczak der Durchbruch zur politischen Pädagogik gelungen.

Die Liebe zum Kind wird operationalisiert in einem Gestaltungsrahmen. Die Entwicklungsbedingungen des Gegenübers sind mit den eigenen zu verbinden. Korczaks Liebe ist Selbstverpflichtung und Aufgabe/Preisgabe der unum-

schränkten Herrschaft über das eigene Leben.

Wenn man nun die berühmten Rechte des Kindes benennt, dann ist klar, dass Korczak diese Grundrechte für das Kind innerhalb einer verfassungsmäßigen Ordnung denkt. Sie nehmen in Korczaks Pädagogik die Stelle der Utopie der Machbarkeit ein. Die Machbarkeit wird ersetzt durch eine Verrechtlichung der Freiräume zur Selbstentwicklung.

„Ich fordere die Magna Charta Libertatis als ein Grundgesetz für das Kind. Vielleicht gibt es noch weitere, ich aber habe diese drei Grundrechte herausgefunden:

- Das Recht des Kindes auf den Tod.
- Das Recht des Kindes auf den heutigen Tag.
- Das Recht des Kindes, das zu sein, was es ist.“

Die Grundrechte umspannen das Recht des Kindes auf Achtung als eines wechselseitigen Vorgangs des Respekts zwischen Kind und

Das Leben ist nicht in der Macht der Menschen

Erwachsenem. Sie stehen für eigenes erfahrungsreiches Leben, für ein sinnerfülltes, bedeutsames Heute und für eine freie, individuelle Persönlichkeit. Sie stehen aber auch für die Einsicht, dass Erziehung ein absolut riskanter Prozess ist. Die individuelle Lebensentwicklung ist voller auch tödlicher Gefahren. Die Kinder vor jeder Gefahr absolut schützen zu wollen, müsste dazu führen, sie dem Leben völlig zu entziehen.

Das Leben ist nicht in unserer Macht. Ein auch zutiefst christlicher Gedanke, der zur pädagogischen Bescheidenheit mahnt. Und Korczak mogelt sich nicht an dieser Tatsache vorbei (mit einem „wird schon nichts passieren“), sondern formuliert sein Recht auf Leben unter schonungsloser Nennung des Extremeinsatzes. Er benennt die absolute Grenze der Verfügbarkeit. Das Leben ist nicht in unserer Macht. Diese Wahrheit wird heute aber fundamental in Frage gestellt. Korczak will nicht, dass die Kinder

sterben. Er will, dass wir uns den Kopf zerschlagen, wie sie leben können.

Die Folgen für die pädagogische Praxis sind fundamental:

Er muss eine Pädagogik realisieren, die mit den Kindern vorangeht.

Korczak wird nicht auf idealistischer Grundlage konstitutionell, also verfassungsgemäß. Gleichheit ist keine natürliche, sondern eine rechtliche Konstruktion. Wenn die Gleichheit rechtlich verfasst ist, kann sie zur Freiheit führen. Freiheit im Handeln ermöglicht offene Entwicklungen. In den



Wettstreit um wünschbare Entwürfe dieser menschlichen Entwicklung muss sich dann jede Generation auf gleicher Augenhöhe einschalten können. Wenn die Pädagogik - in diesem wissenschaftstheoretischen Sinne - so vorgeht, dann wird sie ihr Nichtwissen voraussetzen und alle Erkenntnisse als Hypothesen formulieren und zur Prüfung vorlegen.

Diese Argumentation führt Korczak zu echten demokratischen Strukturen. Nicht als Übungsraum für demokratisches Procedere, [politische Bildung von Individuen], sondern als Beschäftigung mit der Perpetuierung des Demokratischen überhaupt, das von Freiräumen des Handelns lebt: das heißt der ständig neuen Bildung des Politischen. Korczak sieht die

Notwendigkeit der praktischen Konstruktion dieser Freiräume im Verhältnis von Erwachsenen und

Pädagogik muss gegen die Utopie der Machbarkeit Stimme erheben

Kindern. Sie ist dann auch die Basis für eine theoretisch begründete Hoffnung positiver Veränderung durch pädagogisches Handeln. Eine pädagogische Theorie der Hoffnung.

Nun wurde aber von anderen Pädagogen gerade aus dem Gefälle zwischen Erwachsenem und Kind eine Verfügbarkeit über die Zukunft des Kindes und eine Utopie der Machbarkeit abgeleitet. Die Pädagogik muss selbstkritisch ihre Tradition überprüfen und zugleich gegen eine Utopie der Machbarkeit ihre Stimme erheben. Sie weiß, dass diese Utopie zur Unfreiheit führt. Die eugenische Argumentation zum Beispiel einer Ellen Key fand eine stimmige, fürchterliche Fortsetzung nach 1933. Die Gentechniker wissen vielleicht nicht um diese Zusammenhänge.

Aber die Demokratie ist keine unumkehrbare natürliche Entwicklungsstufe. Sie ist unsere Entscheidung. Weder folgt die Demokratische Verfassung selbstredend aus der Pädagogik noch aus der Natur und schon gar nicht aus der Naturwissenschaft und Technik. Sie folgt aus unserer Entscheidung, nicht über die Kleinen und Zukünftigen zu verfügen. Nicht über ihr Leben und nicht über ihre Erbanlagen.

Demokratie heißt auch, nicht über die Zukünftigen zu verfügen

Die Gentechnik und die dazugehörige Debatte ist für die Pädagogik vielleicht die größte Herausforderung. Sie muss deren utopischen Gehalt aufdecken. Utopien drängen immer zu totalitären Erziehungsdiktaturen. Janusz Korczak dagegen gibt uns Anregungen und einen Konstruktionsvorschlag für Erziehung in der Offenen Gesellschaft. Die Pädagogik trägt hier wissenschaftliche und moralische Verantwortung.

Ulrich Bartosch

Züchtung eines höheren Typus Mensch

Friedrich Nietzsche und die heutige Bio- und Anthro-Technologie

Nietzsche gehört in die säkulare Religionsgeschichte der Neuzeit. Deren zentrale Sehnsucht nach dem 'neuen' Menschen hebt der „Gott-ist-tot“-Philosoph auf seine eigentümlich grenzensprengende Art als „Züchtung“ eines „höheren Typus des Menschseins“ ins Bewusstsein. Doch wie ist Nietzsches „fröhliche Wissenschaft“ angesichts der heutigen Bio- und Anthro-Technologie zu sehen?

Es ist schon oft versucht worden, Nietzsches Aspirationen und Ambitionen auf den neuen Menschentyp im Sinne klassisch-humanistischer Konzepte auszulegen. Doch ist fatal, Nietzsche derart harmlos auszulegen. Er selbst versteht sich als ein gefährlicher Denker, der auch und gerade die schrecklichen, abgründigen, verbotenen und tabuisierten Wahrheiten des Lebens aufsucht.

Unbestreitbar, als „Experimentalphilosoph“ und als lebendes Symbol offener, unabgeleiteter und verdrängter Fragen gibt Nietzsche immer neu zu denken. Er wollte anderes, als durchschnittliche Phantasie sich träumen lässt. Neueste Entwicklungen allerdings lassen aufhorchen. Sie sind direkt und indirekt mit Nietzsche zu verbinden; was er gewollt hat, aber nicht erreichen konnte, rückt nun neu ins Blickfeld der Öffentlichkeit.

Biotechnik schafft einzigartige menschliche Herausforderung

Das Problempotenzial politischer und sozialer Entscheidungen ist mit der seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts rapide zunehmenden Beschleunigung technischer Prozesse samt der damit einhergehenden Erwartungen und Bedürfnisse beständig angewachsen. Unsere Situation biowissenschaftlicher und -technischer Möglichkeiten (von pränataler Gendiagnostik über Keimbahntherapie und Klonen bis zu genetischer 'Optimierung' von Pflanzen, Tieren und besonders auch Menschen in so genannter Anthro-Technik) ist die vorläufige Spitze einer Entwicklung, der noch unabsehbare Verläufe innewohnen. Die technische Wirklichkeit stellt nicht bloß den „seltenen Fall einer radikalen Innovation“ (E.-L. Winn-

acker) dar, sondern die gegenwärtige Generation vor allem vor eine einzigartige menschliche Herausforderung, weil sie „einen neuen Typus von Eingriffen“ in die Natur (J. Habermas) ermöglicht. Dies ist darin begründet, dass die menschliche Gattung als solche zur Disposition zu stehen scheint - und das in einer Zeit moralischer Verunsicherung und Desorientierung.

Was wollen wir wirklich von dem, was wir können?

Die heutigen Problemstellungen der Technik und der Forschung berühren sich aber im Entscheidenden mit ethischen Fragen. Sie münden in die anthropologische Frage, die schon Kant als Einheitsband für Metaphysik, Ethik und Religionsphilosophie begriff: Was ist der Mensch? Für uns lautet sie: Was wollen wir von dem wirklich, was wir können? Was soll der Mensch sein; wer soll (und: ab wann) Mensch genannt werden? Schließlich: Wo sind die Grenzen des Wollens? Wer soll das entscheiden? Dass in dieser aufbrechenden kontroversen Debatte der Name Nietzsche immer wieder fällt, ist kein Zufall. Bemerkenswert ist, wie oft der Name gerade nicht fällt und doch im Spiel ist. In dieser Situa-

Nietzsche überwindet das Denken vom Subjekt aus

tion dürfte es hilfreich sein, Grundlinien, Grundoptionen und Grenzwerte der nietzscheschen Philosophie im Lichte der biotechnologischen Diskussionen darzustellen und diese unter der Optik der spezifischen Ansätze Nietzsches zu beleuchten. Die folgende Reflexion kann nur Streiflichter zu einer umfassenden Diskussion bieten.

Als Spitzengestalt der philosophischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte gilt Nietzsche längst nicht mehr bloß als Dichter-Philosoph, vielmehr als radikaler, ernst zu nehmender Vollstrecker und Überwinder neuzeitlichen Subjektendens und des Projekts der Moderne. Er ist ein Meister des Verdachts (P. Ricoeur), ein versuchend-versucherischer Geist, der ausloten will, was in der Geschichte erreichbar ist. Kann ein solcher Denker zur diskursiven Klärung „unserer aufgescheuchten moralischen Gefühle“ (Habermas) in verworrener Situation beitragen? Oder stellt er eine unnötige Belastung des Dis-

Sprache der Soft-Nietzscheaner kann Grauen einflößen

kurses dar? Gilt dies denn nicht bereits von den Soft-Nietzscheanern wie zum Beispiel von Peter Sloterdijk, der mit seinem nicht nur in der Elmauer Rede unkritischen Sprachgestus Grauen einflößen kann („Anthro-Technik“; „vom Geburtenfatalismus zur optionalen Geburt“; „Klein- und Großzüchter des Menschen“)? Könnte man denn aber von dem Gewährsmann und Sprachrohr Nietzsche wirklich absehen? - Unter den vier Hinsichten: Können - Wollen - Dürfen - Tun sei das Problem weiter ausgeleuchtet.

Dürfen wir, was wir können? Diese heute zu Recht gestellte Frage kennt Nietzsche so nicht. Das Gegenteil interessiert ihn: Was könnten wir noch, was wir heute noch nicht können? So spricht er von Züchtung. Was will er züchten? Den Menschen über sich selbst hinaus! Das Ziel der Geschichte sei vom Menschen noch nicht einmal ins Auge gefasst, bisher gebe es nur „grausen Zufall“, „ohne Sinn“; die

Menschheit sei keineswegs „von selbst auf dem rechten Wege“. So gilt ihm der Mensch als „etwas, das überwunden werden soll“, als ein Wesen, das im Strom der großen Evolution alles Lebendigen nicht die Ebbe sein soll (wo eben alles 'verebbt'). Gegen die durch die moderne Naturwissenschaft seit Kopernikus in Bezug auf die Möglichkeiten des Menschen sich verbreitende Resignation, die ihn entwertet und 'klein' macht, setzt Nietzsche - ohne die Mittel, Methoden und Verfahren einer „Anthropo-Technik“ auch nur im Entferntesten in der Hand zu haben - die eschatopraktische Hoffnung auf noch nie da gewesene Möglichkeiten von ihm so genannten 'großen' Menschseins: Der Mensch hat „die größte aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit“. Der Zufall (auch der Darwinschen natürlichen Auslese) ist auszuschalten durch Züchtungswillen, der eine neue Dynamik in die menschliche Geschichte bringen, den 'Tod' des Menschen abwenden und die immer neue Selbststeigerung des Menschen ermöglichen soll: homo semper maior.

Wer das Schöne will, muss auch dessen Gegenstück zulassen

Nietzsche zufolge ist das zu wollen: Das „nicht festgestellte Tier“ Mensch, im Horizont einer 'Metaphysik' subjektloser Willen-zur-Macht-Prozesse gedacht, hat den kleinen, „letzten“ Menschen in sich und um sich zu überwinden, um der „großen Ökonomie“ des Lebens in seiner Grandiosität, Grausamkeit und Abgründigkeit zu dienen. Für Nietzsche ist Leben essentiell Vergewaltigen, Überwältigen, Ausschneiden, Herr-werden-wollen(-müssen); die Wahrheit des Lebens, der Natur ist nicht schön, sondern wesentlich auch hässlich. Alles hängt mit allem zusammen; wer das Schöne, Gute und Heile will, muss auch sein es ermöglichendes Gegenstück wollen. Nietzsche geht es nicht um eine Veredelung des Menschen im Sinne des klassischen Humanismus (Goethe) und seiner Träume eines

künstlich herzustellenden 'kleinen' Menschen (Homunculus), ihm genügt nicht die Rede der Aufklärung vom autonomen Menschen, ihm wären aber auch - von der Geschichte des Nationalsozialismus ganz abzusehen - die Anwendungen heutiger Transhumanisten, die im Grunde nur den allzu bekannten alten Menschen unbedarft reduplizieren, ebenso zuwider wie die 'mitleidigen' Heilsversprechen moderner Reproduktionsmediziner, die mit den 'Segnungen' der technischen Eingriffe in die Natur nur die Bedürfnisse der 'kleinen' Menschen (und seien es Samen spendende Nobelpreisträger) befriedigen.

Moral jenseits von Gut und Böse

Nietzsche hat ein Verlangen nach neuen, unerhörten Möglichkeiten der Geschichte, die nicht das Streben der bisherigen Menschen verlängern sollen, sondern unter ganz neuen Vorzeichen völlig andere Koordinaten setzen. Nietzsche strebt einen nur kurze Zeit von ihm selbst als „Übermensch“ bezeichneten höheren Typus von Menschsein an. Dazu entwickelt er eine relativ zur alten Moral transmoralische Position, eine Ethik „jenseits von Gut und Böse“. Er hat damit seinen „moralischen Willen“ auf die Weise durchgesetzt, die diesem entspricht. In diesem Sinne wertet er (um), wie es seiner Vorstellung entsprechend nach dem „Tode Gottes“ einzig noch möglich ist. Was wir dürfen ist nach seiner „Entdeckung“ christlicher Moral als onto-theo-logisch gegründeter Sklaven- und Herdenmoral nicht mehr bei Gott, einer Gott-Instanz rückversicherbar. Nietzsche weiß, was viele entweder nicht wahr haben wollen oder tatsächlich nicht zu durchschauen vermögen: Mit Gott steht auch der Mensch auf dem Spiel; wenn es Gott nicht 'gibt', dann ist - wie auch von Dostojewski gesehen und befürchtet - nichts 'wahr' und alles 'erlaubt'. Nietzsche bedauert das nicht, sondern ergreift entschlossen die Möglichkeiten samt ihren Konsequenzen. Allenfalls will er

aus einem Verlust einen Gewinn machen: „Wer das Große nicht mehr in Gott findet, muss es schaffen bzw. schaffen helfen“.

Indem er die Ethik im klassischen Sinne ausschaltet, hat Nietzsche sich freien Raum für eine „die

Nicht Demokrat - nicht Humanist

Antike auf der Spitze der Modernität“ (K. Löwith) rehabilitierende und doch völlig neue „tragisch-dionysische“ Interpretation der Welt geschaffen, von ihm als eine jenseits aller geläufigen Taxonomien operierende „Experimentalphilosophie“ verstanden. Diese Weltkonzeption gestattet ihm einen Transhumanismus ganz eigener Art. Konnte seine Position, wie sie bisher vorgestellt wurde, durchaus noch im Sinne eines zukunftsorientierten Projekts einer diskussionswürdigen neuen Anthropologie und Ethik verstanden werden, so ist nun der entscheidende Unterschied zu markieren: Nietzsche ist weder Demokrat noch Humanist, weder Vertreter eines freiheitlichen Rechtsstaates noch Protagonist der Ideen des Projekts der Moderne. Freiheit und Wahrheit, die zentralen Markierungs- und Orientierungspunkte eines klassisch zu nennenden Menschenbildes und noch der Neuzeit, sind bei ihm grundsätzlich relativiert, ja demontiert. Wahrheit 'ist' nicht, sie ist zu schaffen; als solche ist sie eine Funktion des jeweiligen Menschen. Der

Christentum: logischer Gegner

Mensch aber, auch sofern er als Freiheit bestimmt ist (ein bei Nietzsche äußerst ambivalenter Punkt), kann erst-, zweit- oder drittklassig sein. 'Den' Menschen gibt es nicht; dies oder jenes Menschsein ist Ausdruck jeweiliger Lebenskraft und Lebensperspektiven, der „Willen zur Macht“.

Dass die christlich-platonische Tradition des Abendlandes jeden Menschen als 'gleich' wertete, scheint dem Umwerter Nietzsche der große unverzeihliche Fehler, der nun mit und in ihm seine Zeit gehabt haben soll. In einem „Akt höchster

Ethische Schulbildung: Neuanfang in Sibirien

Verantwortungsvolles Handeln entsteht nicht von selbst. Religions- beziehungsweise Ethikunterricht kann hierzu ein wichtiger Lernschritt sein. Durchgesetzt hat sich solcher Unterricht in Russland bislang jedoch noch nicht. Lediglich im sibirischen Omsk gibt es Ansätze dazu, an deren Entwicklung auch Wissenschaftler der KU Anteil hatten.

Selbstbesinnung“ der Menschheit ist die „ungeheure Aufgabe“ und „grosse Befreiung“ einzuleiten und der Fehler der bisherigen Wertsetzungen auszumerzen.

Nietzsche scheut dabei nicht vor Mitteln zurück, die bis dahin tabu waren; nicht zuletzt dazu muss er das Christentum als entscheidenden Gegner identifizieren und verabschieden. Er plädiert im Dienste der Rang-Über-und-Unter-Ordnung für eine neue Selbst-Definition der Menschen, die freilich nicht demokratisch entschieden, sondern nur 'aristokratisch' und 'elitär' durchgesetzt werden kann. Die Grundmaxime lautet: Die Gattung besteht nur durch Menschenopfer; der „große züchtende Gedanke“ heißt: Menschen müssen „sich durchstreichen“ dürfen, damit die „Züchtung der bedeutenden Menschen“ gelingen kann: „Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet [...] Meine Gedanken drehen sich nicht um den Grad von Freiheit der dem Einen oder dem Anderen oder Allen zu gönnen ist, sondern um den Grad von Macht, den Einer oder der Andere über Andere oder Alle ausüben soll, resp. in wiefern eine Opferung von Freiheit, eine Verklavung selbst, zur Hervorbringung eines höheren Typus die Basis giebt. In größter Form gedacht: wie könnte man die Entwicklung der Menschheit opfern, um einer höheren Art als der Mensch ist, zum Dasein zu helfen?“ Wer sich auf den „Gott-ist-tot“-Philosophen bezieht und Parteien wie diese unterschlägt, präsentiert einen halbierten Nietzsche.

Dieser wusste um die Konsequenzen seines Ansatzes - und, trotz größter eigener Bedenken, er wollte sie! Könnten wir sie ernsthaft wollen? Auf Basis der philosophischen Grundoptionen Nietzsches sind seine Positionen nicht kritisierbar. Das macht die Berufung auf Nietzsche bei den Fragen der Biotechnologie äußerst brisant und prekär, ja gefährlich, jedenfalls für ein freiheits- und wahrheitsorientiertes Selbstverständnis des Menschseins.

Ulrich Willers

„Wer sagt, man dürfe auch die eigene Mutter töten“, so schreibt Aristoteles, „hat nicht Argumente, sondern Zurechtweisung verdient.“ Ich würde lieber sagen, dieser Mensch hat einen Freund nötig, der mit ihm das Selbstverständliche wieder klärt, das - aus welchen Gründen auch immer - seine Plausibilität verloren hat. In den gegenwärtigen gesellschaftlichen Debatten stoßen wir in einer „Welt ohne Halt“ (Ralf Dahrendorf) in (fast) allen ethischen Entscheidungsfeldern auf fundamentale Tabubrüche, die es in dieser Form so

Ethik gegen den Absolutheitsanspruch des Relativismus

wohl noch nicht gegeben hat: Fraglich geworden ist inzwischen die Unantastbarkeit des wehrlosen Lebens an seinem Beginn wie an seinem Ende; angefragt wird die Sinnhaftigkeit der Einmaligkeit des Individuums - gentechnisch durch die Multiplikation der einst „unteilbaren“ Person, philosophisch durch die sophistische Trennung zwischen Menschenwürde und Personwürde (Nida-Rümelin). Ja das einmütig bis zum 11. September 2001 als moralischer Aussatz begriffene Phänomen der Folter, findet in Amerikas Kolumnen wieder ein rationales Diskursforum. Ein Weg in die posthumanistische Gesellschaft, die sich von ihrem jüdisch-christlichen Menschenbild verabschiedet, da alles mit irgendwelchen Endzielen rechtfertigbar scheint? Und im Kontext postmoderner Selbstvergewisserung scheint es ja seinerseits bereits ein Tabu zu sein, darauf aufmerksam zu machen, dass die Position, „Wahrheit, Gerechtigkeit und

Menschlichkeit gibt es nur noch im Plural“ (Wolfgang Welsch), selbst eine Ausgrenzung derjenigen Überzeugung ist, die diesen „pluralen Satz“ als schlicht normative Aussage entlarvt, die rechtfertigungspflichtig ist. Es ist der bekannte selbstreferentielle Widerspruch eines ethischen Relativismus, der alles als relativ sehen will, nur seine eigenes Axiom - „Alles ist relativ“ - nicht. Die Notwendigkeit einer ethischen Vergewisserung wird deutlich. Schulische Bildung muss diese Anfragen aufgreifen, nicht nur in Deutschland.

Deutschland hat nun in Gestalt seines Religionsunterrichtes ein verlässliches (pädagogisches) Forum, in dem explizit ethische Vergewisserung über den Anspruch des unbedingten Sollens wenigstens reflektiert, Verantwortung und Verantwortlichkeiten geklärt und auch für konkrete Kontexte „eingeübt“ werden können, und dies auf der Basis



des christlichen Menschenbildes. Im Ersatzfach Ethik wird vor dem ethischen Grundkonsens, wie ihn die Verfassung gebietet, das bedacht, geklärt und auch auf seine Praxisrelevanz hin konstruiert, was nicht „gut für etwas“ ist, sondern eben „einfachhin gut“ ist. Kurz, die Notwendigkeit einer Vergewisserung über das fraglich gewordene Selbstverständliche ist zumindest

Gemeinsam mit Vertretern der orthodoxen Kirche entwickelten Forscher aus Deutschland und der Universität Omsk Elemente für einen Ethikunterricht.

institutionell nicht so schlecht stellt, wie der öffentliche Diskurs manchmal vermuten ließe. Immer unter dem Vorbehalt, dass die Fächer Religionsunterricht/Ethik ihrem primären Auftrag einer „Ethos-Bildung“ nachkommen und nicht nur denkbare Typologien (meta-)ethischer Urteilsbildung vorstellen, erhalten zum Beispiel Deutsche Abiturienten in 1.000 Unterrichtsstunden zumindest die Gelegenheit, sich eine ethische Überzeugung auszubilden über das, was letztlich „gut“ und „böse“ unterscheidet, ob der Zweck die Mittel wirklich heiligt und warum Gerechtigkeit mehr als strategischer Eigennutz sein muss.

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion hat die Republik Russland keinen pädagogisch institutionellen Ort, an dem explizit ethische Vergewisserung in rationaler Ver-

Das Wagnis eines Theologischen Ethik-Unterrichts in Omsk

antwortung stattfindet. Die postkommunistische Gesellschaft hat bisher - mit Ausnahme der kirchlichen Schulen, die aber nur (vermögenden) Minderheiten zugänglich sind - keinen Religionsunterricht installieren können, der diese Aufgabe wahrnehmen könnte.

Einzig im fernen Osten, an der staatlichen Universität Omsk, gibt es eine Fakultät, die sich - mit Unterstützung der KU - dieser Aufgabe stellt: Die „Fakultät für Theologie und Weltkulturen“ pflegt seit mehreren Jahren einen intensiven Austausch mit der Katholisch-Theologischen Fakultät (vor allem über Prof. Dr. B. Meyer) wie auch mit der Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit. Durch den Austausch von Dozenten wie durch Stipendien für Studien an der KU werden so Erfahrungen über religiöse und ethische Fragestellungen in einen größeren Diskurs gestellt.

Bei einem Besuch der Universität Omsk wurden Erfahrungen und Aufgaben über einen „Unterricht der philosophischen und theologischen Ethik“ diskutiert und ansatzweise konzipiert. An einem

mehrtägigen Symposium zu diesem Thema hatte der Verfasser zusammen mit dem Münchener Moraltheologen Prof. Dr. J. Gründel und dem Referenten für Ethik des Staatsinstituts für Schulpädagogik und Bildungsforschung Bayern, Max Klopfer, sowie hochrangige Vertreter des Moskauer Patriarchats teilgenommen.

Dabei zeigte sich: Eine ethische Erziehung auf christlicher Basis steht immer noch unter dem Generalverdacht staatlicher Indoktrination aufgrund der kommunistischen Erfahrungen über instrumentalisierte praktische Philosophie. Dennoch besteht unter vielen Verantwortungsträgern aus Universitäten und der orthodoxen Kirche Konsens, dass ohne die Ausbildung eines am Christentum orientierten verbindlichen Ethos gesellschaftliche Zerfallserscheinungen nicht überwunden werden können.

Eher diffus wurden bisher Fragen ethischer Verantwortung „fächerübergreifend“ angesprochen, so im Zusammenhang mit Literatur und Geschichte. Weil es aber kein Pflichtfach „Ethik“ respektive konfessionell motivierte Ethik (bzw. Religionsunterricht) gibt - und deshalb auch keine verpflichtende wissenschaftliche Ausbildung für praktische Philosophie an den Universitäten installiert ist - wird Ethik „auf Liebhaberniveau“ gelehrt.

In Omsk ist inzwischen an den weiterführenden Schulen ein Wahlfach „Ethik“ eingerichtet, das seine Lehrkräfte unter anderem über ergänzenden Studienangeboten der Fakultät für „Theologie und Weltkulturen“ weiterbildet.

Konfessionale Ethik oder wissenschaftliche „Meta-Ethik“?

Dennoch ist den Verantwortlichen dieser ersten Theologischen Fakultät Russlands bewusst, dass zwischen der Fähigkeit zu ethischer Reflexion und einem handlungsrelevanten Ethos noch ein weiter Weg ist, oder - um mit Aristoteles zu sprechen: „Ziel des Studiums der Ethik ist nicht Wissen, sondern Handeln“. Man könnte das Problem auch zynischer anfragen: Im

Urteilen ein Held - Im Handeln ein Halunke? Dahinter verbirgt sich die heftig in der Pädagogik diskutierte Frage, welche Faktoren die sittliche Werteinsicht zu nachhaltigem sittlichen Handeln führen: Nur die Wertreflexion? Oder die Identifikation mit „vorbildlichen Modellen“?

Wertreflexion oder Identifikation mit vorbildlichen Modellen?

Oder experientiellles Lernen, gar „negatives Lernen“ (Fritz Oser) durch die Unerträglichkeit des Widersprüchlichen? Oder ist es die Verstärkung des als gut Erkannten? Das Erleben der „Schönheit“ (= positiver Konsequenzen?) des guten Tuns im Sinne einer erfahrenen Eudaimonia, die, wie die Alten sagen, eine Freundschaft mit sich selbst entbirgt? Wahrscheinlich muss eine „Ethos-Bildung“ alle diese Lernwege beschreiten, um nachhaltig Sittlichkeit mitaufzubauen.

Fragen dieser Art bestimmen - neben dem Aufbau einer systematisch angelegten praktischen Philosophie und einer präsenten Moraltheologie - noch den Dialog zwischen Omsk und bayerischen Hochschullehrern, auch aus der KU, die die deutschen Erfahrungen referieren.

Derzeit diskutiert die Omsker Partneruniversität, wie eine auch existentiell bedeutsame moralische und religiöse Bildung im Kontext der universitären Arbeit in das Studium der „Ethik und Theologie“ implementiert werden kann und soll. Ob das Modell einer religiösen und spirituellen Begleitung - ähnlich dem der Katholischen Hochschulgemeinden in Deutschland - auf die Situation in Russland übertragbar ist, wird sich zeigen. Noch müssen Staat und Kirche ihre unterschiedlichen Ansätze in einem Dialogprozess klären, da von der Wissenschaft naturgemäß die Priorität in der Ausbildung von Reflexionskompetenz gesehen wird, die Orthodoxie stärker den Blick auf eine auch authentische Konfessionalität der Lehrer/innen der theologischen Ethik richtet. Vielleicht braucht es ja beides, um das Gute freizusetzen - nicht nur in Russland.

Uto Meier

„Musik und Kognition“ interdisziplinär

Erfolgreiche Kooperation zwischen Musikpädagogik und Psychologie

„Musik macht intelligent, sozial kompetent, kreativ, selbstbewusst!“ Parolen, die in den vergangenen Jahren mal mit mehr, häufig aber mit weniger Sachverstand in den Medien verbreitet wurden, um einerseits die Bedeutung der Auseinandersetzung mit Musik für die Persönlichkeitsbildung zu unterstreichen, andererseits, um eine engagiertere Kultur-, Bildungs- und Schulpolitik einzufordern, die in den allgemein bildenden Schulen das Fach Musik vom Rand in die Mitte rücken sollte. Um sich diesem Phänomen interdisziplinär zu nähern, haben Professoren der Psychologie und der Musikpädagogik einen Workshop organisiert, der manch neue Einblicke brachte.

Ein besonderes Kennzeichen dieser ersten Kooperation zwischen Musikpädagogik und Psychologie war der Wechsel zwischen praktischen und theoretischen Einheiten. Beteiligt waren dabei die Psychologen Prof. Dr. Jürgen Hellbrück, Prof. Dr. Arthur Jacobs und Prof. Dr. Ruth Schumann-Hengsteler sowie der Musikpädagoge und -didaktiker Prof. Dr. Peter Brünger. Letzterer leitete den Workshop mit einer musikpraktischen Demonstration zum Thema „Die Bedeutung sensorischer Prozesse für musikalisches Lernen“ ein. Das Zusammenspiel von sensorischem (afferentem) und motorischem (efferentem) System wurde den Workshop-Teilnehmern durch eine Reihe von elementaren musikpraktischen Übungen erfahrbar gemacht: Was wir hören, fühlen und

Singen: Gehirn und Stimme im laufenden Wechselspiel

sehen, wird von den sensorischen Nerven dem Gehirn vermittelt und verarbeitet. Von dort führen die motorischen Nerven zu den Gelenken, Sehnen und Muskeln und sorgen für effektive Reaktionen. Sensorisches und motorisches System verschmelzen zu einer funktionellen Einheit, wenn wir etwa versuchen, ein Lied nachzusingen. Nachdem wir die Melodie über das Ohr wahrgenommen haben, werden die Informationen an das Gehirn weitergeleitet und verarbeitet. Danach erfolgen über efferente Nervenbahnen Impulse des Gehirns an den motorischen Stimmapparat. Die propriozeptive Wahrnehmung, unsere Eigenwahrnehmung, vermittelt dem Gehirn

bei den ersten selbstproduzierten Tönen ein Feedback und vergleicht unmittelbar die eigene Tonhöhe, das Tempo, die Lautstärke, das Timbre und die Artikulation mit dem gehörten Original. Mögliche Abweichungen werden - soweit die Person über vielfältige Erfahrungen die Fähigkeit dazu entwickelt



Musizieren kann sich positiv auf die soziale Intelligenz auswirken.

hat - umgehend korrigiert und an den Stimmapparat weitergeleitet. Jürgen Hellbrück, Professor für Umwelt- und Gesundheitspsychologie, folgte mit einem Referat zum Thema „Hintergrundmusik und Arbeitsgedächtnis: Wie Musik kognitive Funktionen beeinträchtigt“.

Er konnte als Ergebnis DFG-gestützter Untersuchungen darstellen, dass das kurzzeitig-serielle Be-

Gedächtnis durch Stakkato-Passagen beeinträchtigt

halten unverbundener Items (Ziffern oder Konsonanten) dann signifikant beeinträchtigt wird, wenn im Falle von instrumentaler Musik viele Stakkato-Passagen enthalten sind. Bei Instrumentalmusik in Legato-Spielweise sind dagegen keine beziehungsweise schwächere Effekte nachweisbar. In vergleichbarer Weise konnte gezeigt werden, dass Vokalmusik dann die Leistung beeinträchtigt, wenn der Text gesungen wird, nicht jedoch, wenn er gesummt wird. Entscheidend für Leistungsbeeinträchtigungen scheinen demnach die im Hintergrundschall enthaltenen Schallenergie-Sprünge zu sein. Der Effekt, so Hellbrück, komme dann zustande, wenn die Energietransienten abrupt sind, nicht jedoch bei gleitenden Energietransienten.

Die sich anschließende Einheit widmete sich in einer Kombination aus Referat und musikpraktischen Übungen dem Thema „Musical Intelligence“. Joseph Matare, Doktorand und Stipendiat der University of Exeter, referierte die Ergebnisse seiner Dissertation, in der er die unterschiedlichen Modalitäten vokalen und instrumentalen Improvisierens bei Afrikanern und Europäern untersucht hat. Er führte aus, dass Afrikaner - die Untersuchung wurde unter anderem in Simbabwe, dem Heimatland Matares durchgeführt - während des Improvisierens in besonderer



Afrikaner werden beim Musizieren auch von Assoziationen außerhalb der Musik geleitet - Europäer bewegen sich dagegen in musikalischen Patterns.

Weise von außermusikalischen Assoziationen geleitet werden, das heißt, ihre Improvisation als Teil einer Handlung, einer Geschichte erleben. Europäer dagegen denken mehr musikimmanent und nutzen zur Gestaltung der Improvisation eher ihr Repertoire an bisher erfahrenen musikalischen Patterns. Die im Anschluss an das Referat von Mataré mit bemerkenswerten animatorischen Fähigkeiten angeleiteten Improvisationsübungen auf afrikanischen Perkussionsinstrumenten konnten die Thematik handlungsorientiert vertiefen und nicht zuletzt auch einen besonderen Beitrag zur Entspannung der Workshop-Teilnehmer zu leisten.

Thematischer Höhepunkt des Workshops war ein Gastvortrag von Prof. Dr. Eckart Altenmüller, Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musiker-Medizin der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Seine Ausführungen zum Thema „Mozart in uns: Zur neuronalen Organisation von Musikwahrnehmung und Musikproduktion“, die der Referent zum Erstaunen der Workshop-Teilnehmer als ausgebildeter Konzert-Querflötist mit praktischen Musikbeispielen anreicherte, konnten unter neurobiologischer, neurophysiologischer, musikpsychologischer und musikpädagogischer Perspektive den gegenwärtigen Forschungsstand zum Thema „Musik und Kognition“ erhellen. Musik-

hören und -machen, so wurde dargestellt, fördern die Verbindung und Aktivität zwischen beiden Hirnhälften, sie führen zu neuronalen Vernetzungen oder zu einer geistigen musikalischen Repräsentation, die sich in Änderungen der Aktivierungsmuster der Großhirnrinde widerspiegelt. Die Verbindung zwischen beiden Hirnhälften, der Balken, ist etwa bei Berufsmusikern ausgeprägter, die für die Hände zuständigen sensomotorischen Hirnregionen sind erweitert, und das an der Feinkoordination von raschen Bewegungen wesentlich beteiligte Kleinhirn ist größer, ebenso wie bestimmte Abschnitte

Gehirn kann sich an spezielle Anforderungen anpassen

der Hirnrinde. Das beweise, so Altenmüller, aber letztlich nur, dass sich unser Gehirn an lang dauernde, intensive Spezialanforderungen anpassen kann. Ein Phänomen, das in den Neurowissenschaften als „funktionsgesteuerte neuronale Plastizität“ bezeichnet wird.

Die Frage, ob Musik intelligent mache, lässt sich nach Meinung Altenmüllers in dieser Allgemeingültigkeit durch keine bisherige Studie belegen. Es sei richtig, dass das Hören von rhythmisch abwechslungsreich strukturierter Musik die visuell-räumliche Vorstellungsfähigkeit verbessere und die kinästhetische Intelligenz sich durch Erlern

nen eines Instruments entwickeln ließe. Es gebe auch Hinweise, dass Musizieren positive Auswirkungen auf die soziale Intelligenz habe, vor allem auf die Fähigkeit, Gefühle anderer Menschen wahrzunehmen und zu antizipieren. Derartige Transfer-Effekte seien aber schwer in einem kontrollierten Experiment zu testen und bis heute noch nicht eindeutig belegbar.

Am Ende des Referates offenbarte Altenmüller seine Überzeugung als Musikliebhaber und Musikinterpret. Musik, so Altenmüller, sei eine menschliche Notwendigkeit und ein Teil unseres Lebens. Mit ihr lasse sich ein Zugang zu den Dimensionen des Unausprechlichen finden. In einer Welt der alles überflutenden Geschwätzigkeit von Talkshows, Big Brothers und Reality-TV seien Reservate des nicht mit Worten Sagbaren und Schutzzonen der Emotionen nötig. Damit gebe es Begründungen für die Auseinandersetzung mit Musik, ob in Freizeit, Schule oder Studium, die letzten Endes wichtiger seien als die Suche nach möglichen Transfer-Effekten auf außermusikalische Leistungen.

Peter Brünger

AUTOREN DIESER AUSGABE

Jürgen M. Amann, Projektmitarbeiter am Lehrstuhl für Kulturgeographie
Prof. Dr. Ulrich Bartosch, Professur für Pädagogik an der Fakultät für Soziale Arbeit
Prof. Dr. Peter Brünger, Professur für Musikpädagogik und Musikdidaktik
PD Dr. Marek Fuchs, wissenschaftlicher Oberassistent am Lehrstuhl für Soziologie II
Prof. Dr. Hans Hopfinger, Lehrstuhl für Kulturgeographie
Beate Klepper, Lehrkraft für Praxisbetreuung und Supervision an der Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit
Prof. Dr. Siegfried Lamnek, Lehrstuhl für Soziologie II
Sabine Ludwig, Bayerischer Forschungsverbund Public Health - Öffentliche Gesundheit
Dr. Jens Luedtke, wiss. Assistent am Lehrstuhl für Soziologie II
Dr. Klaus Meier erhielt einen Dissertationspreis an der KU, heute Vertreter der Professur für Online-Journalismus an der FH Darmstadt
Prof. Dr. Uto Meier, Professur für Religionspädagogik an der Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit
Dr. Ulrich Müller, PD an der Phil.-Päd.Fakultät, Gründer der Werkstatt für neue Lernkultur
Dr. Christoph Neuberger erhielt einen Habilitationspreis an der KU, jetzt Vertreter einer Professur für Kommunikationswissenschaft an der Universität Münster
Prof. Dr. Stefan Schmid habilitierte sich an der KU und ist jetzt Inhaber des Lehrstuhls für Internationales Management und und Strategisches Management' an der Europ. Wirtschaftshochschule ESCP-EAP
Prof. Dr. Ulrich Willers, Professur für Fundamentaltheologie und Philosophie an der Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit



REPORT ONLINE

NEWSLETTER DER KU AB SOFORT PER MAIL - ABONNIEREN SIE JETZT

Noch besser informiert: Ab sofort gibt es den Newsletter der KU, den Report, auch in einer Online-Ausgabe, die Sie kostenlos per Mail erhalten können.

Sie finden darin Informationen zu allen wichtigen Neuerungen an der KU - von Studienmöglichkeiten über Forschungsergebnisse bis hin zu Tagungen.

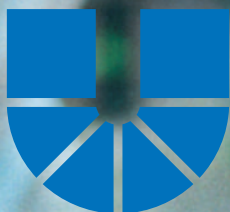


Bestellen Sie Ihren kostenlosen Newsletter bei

pressestelle@ku-eichstaett.de

Studieren an der

**KATHOLISCHE
UNIVERSITÄT**



**EICHSTÄTT
INGOLSTADT**

Anglistik/Amerikanistik
Arbeitswissenschaft
Archäologie
Betriebswirtschaftslehre (Ingolstadt)
Erwachsenenbildung
Europastudien
Geographie/Tourismus
Germanistik
Geschichte
Grund- und Hauptschuldidaktik
Heimatspflege
Informatik
Journalistik
Kunst/Kunstgeschichte
Latein
Lateinamerikanistik
Mathematik
Musik/Musikwissenschaft
Pädagogik
Philosophie
Politikwissenschaft
Politische Bildung
Psychologie
Religionspädagogik (FH)
Romanistik
Soziale Arbeit (FH)
Soziologie
Theologie
Volkskunde
Volkswirtschaftslehre
Wirtschaftsmathematik

**Studentin der Kunsterziehung
bei der Arbeit an einer
Skulptur aus Holz**

Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Zentrale Studienberatung
85071 Eichstätt
Telefon 08421/93-1211
Telefax 08421/93-1796
E-Mail: info@ku-eichstaett.de
Internet: www.ku-eichstaett.de

KU - KOMPETENZ IN FORSCHUNG UND LEHRE